

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 28.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von M. Kautsky.

(I. Fortsetzung.)

Dieser größte Raum des Hauses, der es der Länge nach durchschneidet, und in den zu beiden Seiten die übrigen Gemächer münden, ist für die altitalienische Bauart höchst charakteristisch. In den Tagen von Venedigs Glanz mußte die Sala, mit Pracht und künstlerischem Aufwand ausgeschmückt, den zahlreichen Gästen des Hauses einen passenden und höchst willkommenen Versammlungsort geboten haben, in dem Musik und Tanz und Spiel und jedes gesellschaftliche Vergnügen erhöhten Reiz gewann. In unseren Tagen, wo diese Räume verödet, wo keine großartigen Feste mehr in diesen Palazzi gefeiert werden, ist sie zu einem Vorzimmer heruntergesunken, und zu einem recht unbequemen obendrein.

Marie durchsteuerte den Saal, dessen Marmorboden, wie eine Eisfläche, ihre Füße durchkältete, mit raschem Schritt. Sie öffnete die Türe eines Gemaches, das nach einem Seitengäßchen ging, der Calle Minio, wo der Hauseingang von der Landseite aus sich befand. Das Gemach, das sie jetzt betrat, war dunkel und leer, man bewonte es nicht, aber man gelangte von hier auf einen winzigen Balkon, wo das Aufzießeil mit einem Korbe angebracht war. Hölzerne Stangen ragten rund um den Balkon in die Höhe, und von einer zur andern waren in mehreren Reihen Stricke gespannt; es war dies auch die Hängestatt, wo, da alle diese Paläste keine Böden haben, die Wäsche getrocknet wurde. Heute waren die Stricke unbehängt geblieben. Marie trat auf den Balkon und sah hinab. In dem Gäßchen vor der Haustür stand, wie sie vermutet hatte, der kleine Pietro. Er hatte einen Korb neben sich gestellt, und die Hände in die Hosentaschen steckend, sprang er, um sich zu erwärmen und zu erheitern, mit ungemainer Behendigkeit von einem Fuß auf den andern, wobei er Pfiffe laut werden ließ, die wie Notsignale klangen. O, er war auch schon sehr ungeduldig, der kleine Pietro. Marie ergriff rasch den Korb, der an der Mauer angehängt war, und ließ ihn an dem Seile hinunter. Während der Korb sank, mußte sie unwillkürlich einen Blick in das gegenüberliegende Fenster werfen, das in dem engen Gäßchen so nahe lag, daß sie von ihrem vorgeschobenen Standpunkte aus es mit der ausgestreckten Hand hätte erreichen können. Kein Vorhang bewachte vor indiskreter Neugier das Studier- und Waffenzimmer des Signor de Vita, eines altvenezianischen Nobilen, der mit seiner Familie dies nachbarliche Gebäude, den Palast seiner Ahnen, bewonte. Marie sah ihn selbst und seine junge Gattin an einem Tische sitzen, auf welchem eine angezündete Lampe brante, deren Schein das enge Gemach

vollständig erhellte. Die beiden hatten sich wol aus den großen Sälen, die nach dem Kanale zu lagen, wo sie der Kälte und dem Winde ausgesetzt waren, hierher geflüchtet, wo es enge und ruhig war und wo sie sich vor diesen Unbilden geschützter glaubten. Bei de Vitas gab es nämlich gar keinen Ofen, man verachtete dort diese Rauch, Ruß und Krankheiten erzeugende Maschine des Nordens, aber die edle Familie litt augenscheinlich unter diesem Vorurteil. Tomaso de Vita saß hier, wie er von der Straße gekommen war, in einen Mantel von Doublestoff gehüllt, den Cylinder auf dem Kopfe; seine Frau ihm gegenüber, in vielfache Shawls gewickelt, wie eine Mumie, sodaß nur das hübsche, helle Gesichtchen hervorguckte. Sie saßen zusammengekauert, vor Kälte zitternd, die Füße auf eine Kolenpfanne gestellt, und auf dem Schoße den Skaldino, ein kleines Kolengefäß, haltend, über welches sie mit vorgebeugtem Oberkörper die erstarrten Hände hielten. Auch sie getraute sich nicht, eine Bewegung zu machen, wodurch an ihren Körper eine ernente kalte Luft sich herandrängen würde, und so blieb der gravitatische Tomaso de Vita und auch seine sonst so lebhaften und geschwähige Gattin still und stumm, leeren Blickes vor sich hinstarrend.

Marie hatte dies Bild trostloser Zämmerlichkeit mit einem Blick erfasst, es reizte ihre Lachlust. Die de Vitas, obwohl die Italiener keineswegs den dummen Ahnenstolz anderer Nationen besitzen, liebten es doch, mit einer gewissen Präntation aufzutreten und als Nobili sich zu geben, um so possirlicher erschienen sie in ihrer jezigen Situation. Ach, wie frieren diese Südländer, dachte sie, viel mehr noch als wir, und doch ertragen sie das Jar für Jar, ohne eine Abhilfe zu treffen. Es ist unbegreiflich.

Der Korb war unten, und sie wendete nun ihre Aufmerksamkeit dem kleinen Pietro zu, ihrem Lieferanten, der ihr auf diese Weise die meisten Lebensmittel ins Haus schaffte.

„Un litro di latte, qua nove, due chioppe,“ sagte er, in überlauter Betonung die Worte herausstößend und zugleich die genannten Gegenstände, einen Topf mit Milch, Eier und zwei Stück eines unschmackhaften Weißbrotes in den Korb legend, „basta!“

Er gab dem Korb einen leichten Stoß und lief davon. Marie begann, ihn langsam und vorsichtig heranzuziehen. Sie entnam ihm die Schwären und eilte mit ihnen in die Küche, welche durch einen kleinen dunklen Gang mit der Sala in Verbindung war, und nachdem sie dort die Milch rasch abgekocht, kehrte sie wieder in das Zimmer zurück. Die vielbeharrliche Domenika und das

Töchterchen schliefen noch immer. Es war ganz dunkel geworden. Marie zündete eine Lampe an und setzte sich mit einer Nähnarbeit an den Tisch. Die durchkälteten Finger konnten indes nur mühsam arbeiten, aber sie stichelten unermüdlich darauf los. Ein kräftiger Mannesschritt kam jetzt durch die Sala. Marie warf die Arbeit beiseite und sprang auf, — ihr Alfred war's! Aber sie senkte den Kopf und kehrte wieder an den Tisch zurück. Er hatte es nicht gerne, wenn sie ihm so entgegenstürzte, er hatte es ihr wiederholt verwiesen; sie erwartete ihn also stehend. Die Tür ging auf und Alfred trat ein. Er begrüßte seine Frau in freundlicher Weise und legte Hut und Stock beiseite.

„Der Wind hat sich gewendet, wir bekommen Scirocco,“ sagte er, sich den feuchten Bart wischend, „aber mit der Kälte wird's endlich vorüber sein.“ Er küßte Marie leicht auf die Stirne und trat mit ihr an das Bettchen der Kleinen. „Was macht unsere Marietta?“

„Sie schläft so süß,“ bemerkte die Mutter.

Er lächelte. „Sie gebeit vortrefflich, aber warhaftig, diese kleine Person gewöhnt sich daran, bei Tag zu schlafen und dann des Nachts um so unruhiger zu sein;“ sein scherzhafter Ton wurde vorwurfsvoll. „Ich habe die vergangene Nacht nicht schlafen können, ich hörte ihr Weinen bis gegen Morgen.“

Marie sah bestürzt zu ihm auf.

„Armer Papa, ich hatte es gefürchtet, und doch gab ich mir alle Mühe, die Kleine zur Ruhe zu bringen, aber sie war so ungerberdig, es muß ihr etwas gefehlt haben.“

„Beware, ausgeschlafen war sie, wie sie es heute sein wird, aber wenn die kleine Kröte ihre nächtlichen Serenaden fortzusetzen beliebt, dann werde ich mein Nachtquartier noch etwas weiter von hier verlegen müssen. Glaube mir, es ist nicht angenehm, wenn man des Tags gearbeitet hat und dann Nachts keine Ruhe finden kann.“

Marie seufzte tief auf, voll Mitleid mit ihrem Gatten. Daß sie selbst weit mehr durch diese gestörte Nachtruhe litt, sie, die das Kind zu pflegen hatte, das fiel ihr nicht einmal ein; sie war ja die Mutter, es war ihre Pflicht und Schuldigkeit, für ihr Kind zu leiden.

Er ging auf und nieder und warf sich dann auf das kleine Sofa; sie setzte sich einen Stuhl neben ihn, und versuchte in ihrer Arbeit fortzufahren. „Warhaftig, es ist hier kälter als auf der Straße,“ sagte er nach einer Weile, „warum heizest du nicht besser?“

„Es nützt nicht viel, das Zimmer ist zu groß, und dann ist das Holz so teuer.“ Nach einer Pause fügte sie kleinlaut und fast unhörbar hinzu, „wir sind auch mit unserem Vorrat zu Ende.“

Er zog die Brauen zusammen und unmutig warf er den Kopf gegen die Lehne zurück. Er antwortete indes nichts.

Sie sah noch ängstlicher aus; sie schielte von der Seite nach ihm hin.

„Bist du müde?“ fragte sie endlich.

„Ich füle mich so abgesspannt.“

„Du hast wieder viel gearbeitet?“

„Nicht so viel, als ich sollte, es ist zu kalt in der Akademie; ich muß in der Tat Juanna bewundern, die neben mir arbeitet, und Stunden in der Tat unaußgesetzter Tätigkeit an ihrer Staffelei verbringt. Ah, diese Frau hat eine Ausdauer, eine Willenskraft, die auf uns andere fast beschämend wirkt.“

Marie senkte den Kopf tiefer auf ihre Arbeit, eine feine Röte stieg in ihre Wangen.

„Sie kommt jetzt täglich in die Akademie?“

„Sie kopirt einen Achenbach wirklich meisterhaft, sie erreicht fast die leuchtende Farbe und Tiefe des Originals.“

„Sie hat von dir gelernt.“

„Von mir? mich dünkt, ich könnte von ihr lernen, sie hat Augen für jede Nuance und eine Feinheit der Empfindung —“ Er unterbrach sich und nach einer Pause setzte er mit einem ganzlich veränderten, fast jovialen Ton hinzu; „Sie läßt dich und unsere Kleine grüßen, sie fragt immer nach euch, wie ihre Mutter, Signora de Vita.“

„Wirklich,“ versetzte Marie, sie wollte noch mehr sagen, sie merkte wol, er erwartete es, aber es wollte ihr nicht vom Herzen und so öffnete sie nur den Mund und schwieg doch wieder.

Er zog die Stirne etwas kraus, als aber sein Blick zufällig auf die roten angeschwollenen Finger der Frau fiel, als er zu sehen glaubte, daß diese etwas zitterten, nam er ihr in freundlicher scherzender Art die Arbeit aus der Hand.

„Was hast du mir mit dieser ewigen Stichelei, du weißt, ich mag's nicht sehen, wenn ich zu Hause bin; ich mag's nicht leiden, daß du dein Gesicht und alle deine Aufmerksamkeit da hinein vergräbst, du sollst mich ansehen, Marie, und auf meine Worte hören, habe ich dir doch etwas mitzuteilen, was dir gewiß Freude machen wird.“

Sie hatte rasch den Kopf gehoben, und sie sah ihm in glücklicher Ueberraschung in die Augen. „Hättest du vielleicht eine Bestellung erhalten, Alfred? oder hätte dein großes Bild nun doch endlich einen Käufer gefunden?“

Er biß sich, als hätte er einen plötzlichen Schmerz erfahren, in die Lippen.

„Nein, das ist's nicht,“ sagte er merklich herabgestimmt, „ich wollte dir nur mitteilen, daß ich heute das Lob deiner Schwester in allen Zeitungen gelesen; sie ist in Mailand.“

Marie warf ihre Nähnarbeit bei Seite und schlug die Hände zusammen.

„Elvira, in Mailand, ist's möglich! und sie singt dort?“

„Sie scheint bei ihrem ersten Auftreten in der Scala einen ganz enormen Erfolg gehabt zu haben. Man schwärmt von ihr, man stellt sie der Patti gleich, und ebenso scheint man von ihrer Schönheit entzückt gewesen zu sein.“

„O wie mich das freut, aber sie wird mir gewiß schreiben, und sie wird vielleicht nach Venedig kommen, mich zu besuchen.“

„Nicht nur du, ganz Venedig erwartet das; man gönnt sie nicht den Mailändern allein, man will sie hier haben, man will sie auch hören und bewundern; ich sage dir, in den Cafés haben ihre mailänder Triumphe sensationell gewirkt, und eine förmliche Aufregung hervorgerufen, man sprach nur von Signora Bianca.“

Marie lachte, sie hatte noch immer das helle unschuldsvolle Lachen eines Kindes.

„Signora Bianca! wie fremd das klingt, ich kann mir nimmermehr unsere Elvira darunter denken, meine Elvira! meine gute, süße Schwester, die ich 4 Tage nicht gesehen, seit meinem Hochzeitstag, seit —“ sie zog das weiße Linnen, an dem sie genäht hatte, vor die Augen, in welchem Tränen standen. „Das unglückliche Kind, sie hat unserer armen Mama damals soviel Herzeleid verursacht, soviel Kummer —“

„Ein sehr überflüssiger Kummer, wie du nun einsehen mußt; sie hatte damals recht, sich Verhältnissen zu entziehen, unter denen ihr Talent, unter denen sie selbst zu Grunde gegangen wäre; sie hat mit diesem Gewaltstreich ihr Glück begründet.“

„Er scheint dir das so sicher, Alfred?“

Er lachte auf. „Ich dachte doch. Man bezahlt ihr für jeden Abend, an dem sie singt, einen Preis, den ich für ein Bild, an dem ich wochenlang mühsam gearbeitet habe, nicht zu verlangen wage, und für das ich dann nicht einmal einen Käufer finde. Sie aber, sie vermag sich mit allem Glanz des Reichthums zu umgeben, und man huldigt ihr, man ruft ihr Beifall zu, man betet sie an.“

„Und dennoch — nach ihren Briefen zu urteilen scheint sie nicht immer glücklich.“

„Glücklich, glücklich! wer kann sagen, daß er glücklich ist, aber sie kann doch zufrieden sein.“

„Und sind wir's nicht auch, Alfred — bist du es nicht?“ setzte sie leiser hinzu, indes ihre Augen mit einem lieben und doch etwas forschenden Ausdruck zu ihm empor sahen.

Er begegnete ihrem Blick ruhig und fest, aber um seine Lippen legte sich ein trübes Lächeln. „Ich bin's, teilweise wenigstens; aber ich verlange vom Leben mehr, als es mir bisher geboten, ich verlange von mir selbst mehr, als ich bisher geleistet habe, wie könnte ich mich da völlig befriedigt fühlen!“

Marie machte eine kleine ungewisse Miene, und griff wieder nach ihrer Arbeit.

Er wendete sich von ihr ab, ihr Schweigen irritirte ihn offenbar. „Du kannst das nicht begreifen, nicht war? Du freilich kennst keinen Ergeiz, du verlangst nicht einmal eine materiell behaglichere Existenz für dich selbst; du bist genügsam von Natur und einfach, du bist glücklich, du kannst glücklich sein! aber ich bin anders geartet, in mir lebt ein stürmisches Verlangen, vorwärts zu kommen; meinen Zielen, meinen Idealen in etwas wenigstens mich zu nähern; noch glaube ich hierfür die richtige Spannkraft zu besitzen, noch felt es mir nicht ganz an Selbstvertrauen, aber es macht mich ungeduldig, daß nichts mich unterstützt, nichts mich befeuert und erhebt, daß —“ er war im Zimmer auf- und niedergegangen, während Marie ruhig und gleichmütig weiter arbeitete.

Sie kante seine Art und Weise und es fiel ihr gar nicht ein, daß er nicht allein das Schicksal, daß er auch sie, vielleicht noch sich selber unbewußt mitanklagte und daß er jene Befehrerin, jene Ermutigung, deren er bedurfte, zunächst von ihr, dem Wesen, das ihm in sozialer, wie in sympathischer Beziehung am nächsten stand, eigentlich mit Recht erwarten konnte. Er unterbrach seine Rede und seinen Schritt, als sei ihm plötzlich etwas durch den Sinn gefahren, das seinen Gedanken eine ganz veränderte Richtung gegeben; seine Züge erhellten sich wieder, er trat auf Domenika zu, und rief laut: „Heda! pigrissima, auf! bringe mir Waschwasser und bürste mir den Rock aus, va, presto!“

Domenika rappelte sich in die Höhe und stand endlich auf den Beinen, aber sie rieb sich verwirrt die Augen und Alfred mußte seinen Befehl wiederholen, ehe sie sich soweit ermunterte, ihn auszuführen.

Er näherte sich dann seiner Frau und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Du hast mir noch gar nicht gedankt für die frohe Nachricht, die ich dir gebracht.“

„O, ich danke dir viel, vielmals, ich freue mich ja so herzlich, und du glaubst also, daß wir Elvira wiedersehen werden?“

„Ich denke, in sechs Wochen haben wir sie hier; und nun kannst du dir dies Wiedersehen ausmalen und es wird dir dabei die Zeit nicht lang werden.“

„Du willst noch fort?“

„Auf einen Augenblick wenigstens — man erwartet mich bei de Vita.“

„Dahin gehst du, o dann kommst du mir sobald nicht wieder.“

Der Ton sprang ihn, er klang ergehen und doch so schmerzhaft, er sah sie an; ein Schatten von Traurigkeit, von Bekümmertheit hatte sich um das soeben noch so heitere Antlitz gelegt; er füllte sich eigentümlich davon ergriffen. Unentschlossen, wie mit sich selbst im Kampfe, blieb er vor ihr stehen, dann setzte er sich wieder an seinen früheren Platz, seiner Frau gegenüber, und nach ihrer Hand langend, fragte er herzlich: „Marie, wünschst du wirklich, daß ich den Abend zu Haus verbringe, bei dir? dann bleibe ich.“

Sie sprang in die Höhe und fiel ihm um den Hals.

„Ach, du guter Man, ja ja, du sollst bei mir bleiben, du sollst zu Hause bleiben.“

„Dann wirst du aber deine häuslichen Beschäftigungen etwas bei Seite lassen und mir Gesellschaft leisten.“

Sie nickte und sagte dann mit einem schüchternen Lächeln: „Wenn du dich mit mir allein nur nicht allzusehr langweilst.“

„Ich habe ein interessantes Buch, ich werde dir vorlesen.“

„Vorlesen!“ wiederholte sie fast verlegen.

„Ja so, richtig, das interessiert dich so wenig, daß du regelmäßig schon bei der vierten Seite einschläfst.“

Marie wurde sehr rot, wie in einem heftigen Gefühl der Scham. „Ja, 's ist wahr, ich schlafe immer ein,“ sagte sie leise und schuldberührt.

„Es ist mir unbegreiflich, und wenn ich jetzt beginnen würde, so schläfst du in den nächsten zehn Minuten.“

„Sei mir deshalb nicht böse, Alfred, ich kann nichts dafür; es ist auch nicht Mangel an Interesse, aber ich bin so müde, ach so sehr müde, und wenn ich dann ganz ruhig bleibe und deiner lieben Stimme lausche, und ihrem gleichmäßigen Tonsfall, da fülle ich mich wie eingelullt, und es kommt über mich unwiderstehlich, ich mag mich noch so wachen, ich entschlummere.“

„Und der süße Schlummer ist dir gegönt, Marie, aber ich sehe nur nicht die Notwendigkeit ein, ihn zu bewachen.“

„Und du hast recht, Alfred, es wäre dies ein abscheulich eigenartiges Verlangen, ich sehe es ja ein.“

„Nicht einmal das, Marie, es bringt dir gar keinen Nutzen, es ist nur kindisch.“

„Du sollst auch nicht zu Hause bleiben, ich will es nicht mehr; du sollst dich aufheitern und zerstreuen, aber — mußt du gerade zu Vita's? du hast noch andere Freunde.“

„Keine, wo ich mich so wol fülle, keine die mich so gut verständen.“

„Du denkst nur an Juanna, wenn du das sagst, nicht war?“

Alfred lächelte spöttisch. „Solltest du den unglücklichen Einfall haben, eifersüchtig auf sie zu sein? Du weißt, das könnte mich am ersten reizen, dir einmal wirkliche Ursache dazu zu geben, um dich dafür zu strafen.“

Sie sah mit einem flehenden Blick zu ihm auf: „Alfred!“

Er lachte und wie begütigend tätschelte er ihre Hand. „Ich

kann dir übrigens, um dich völlig zu beruhigen, mitteilen, daß Juanna so gut wie verlobt ist.“

Mariens Augen blitzten auf in einem Strahl der Freude. „O, sie ist also ihrer Witwenchaft schon überdrüssig? Und der Erwählte ist der junge Sizilianer, der mit seiner Gondel so häufig hier vorüberfährt, nicht war? Er verkehrt viel mit de Vitas, er muß oft bei ihnen sein?“

„Natürlich,“ versetzte Alfred leichtthin und doch etwas herbe, „der Bruder und die Mama begünstigen die Werbung und leisten ihr jeden Vorschub.“

„Und Juanna liebt ihn?“

„Ich besitze keineswegs das Vertrauen Juanna's bis zu diesem Punkt, du kannst mir's glauben. Ich weiß nicht, ob sie ihn liebt, aber ich denke, sie wird ihn heiraten.“

„Bald?“

„Vielleicht in einigen Monaten, vielleicht in einigen Wochen schon, — was weiß ich?“

„Und dann verläßt sie Venedig, um ihrem Mann in seine Vaterstadt zu folgen, nicht war? Ich wünschte ihr recht herzlich dieses Glück.“

Das Eintreten Domenika's entthob ihn der Antwort. Er zuckte die Achseln und wante sich hinweg. Er verlangte frische Wäsche, ein seidenes Gilet und seinen Frack.

Marie brachte ihm aus seinem Zimmer das Gewünschte und sie war hierauf selbst um ihn bemüht. Sie knüpfte ihm die Kravatte und richtete ihm den Hemdrücken, sie steckte die goldnen Boutons in die Manschetten und bürstete ihm das schwarze Kleid, und als dies nun so hübsch und elegant an der feinen, schlanken Gestalt saß, da blickte sie voll Entzücken zu ihm auf. Alfred war jetzt, in seinem dreiunddreißigsten Jahre, in voller Manneschönheit, und diese ward durch den weltlich-schmerzlichen Zug, der in dem schmalen, blassen Gesichte, in den tiefen, blauen Augen sich ausdrückte, noch anziehender. Marie empfand dies fast mit heimlichem Bangen, und doch dachte sie in ihrer weiblichen Eitelkeit: mögen sie ihn nur schön finden und liebenswürdig, er gehört doch mir, er ist mein, mein Mann, mein alles. Sie hätte ihm um den Hals fallen mögen, aber er hatte es so eilig. Er nam noch ein Battisttuch und steckte die Uhr zu sich, er verlangte nach seinem Claque und bemerkte seiner Frau en passant, daß an dem zurückgelegten Hemd zwei Knöpfe gerissen seien, dann warf er seiner Kleinen, die erwacht war und die Händchen emporstreckte, einen Kuß zu und gab seiner Frau die Hand. „Gute Nacht, — aber wenn's dir möglich ist, so halte die Kleine noch eine Zeitlang wach. Adieu, Marie!“ Er hatte seinen Winterrock nur leicht übergeworfen und verließ nun raschen Schrittes die Stube.

Marie blieb, die Augen der Thür zugewendet, durch welche er soeben getreten, eine Weile unbeweglich, sie lauschte seinem verhallenden Schritt, — dann fur sie erschauernd zusammen. Und wieder empfand sie die alles durchdringende Kälte und Feuchtigkeit, und das Gemach erschien ihr wieder so dunkel, so weit und öde. Alle Freude schwand mit einemmal aus ihrem Herzen. Eine Träne, einer Perle gleich, schlich langsam über die zarte Wange, und wie ein Echo, ihr fast unbewußt, kamen die Worte über ihre Lippen: „Du bist glücklich, du kannst glücklich sein!“

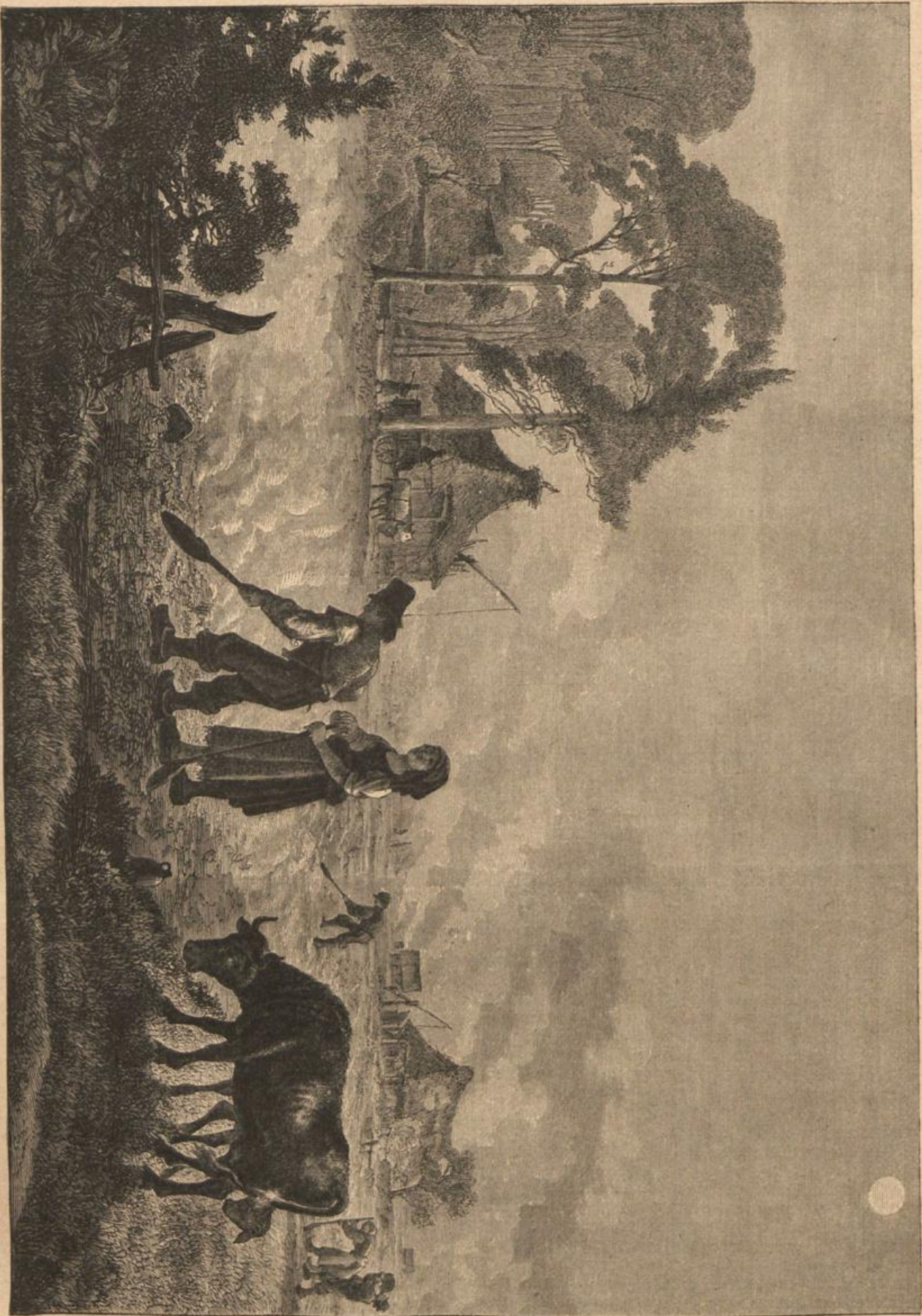
Da jauchzte das Kind laut auf und in noch unartikulierten Lauten rief es nach der Mutter. Marie stürzte ihm entgegen, hob es aus dem Bettchen und drückte es an die Brust, es mit unzähligen Küffen bedeckend. „O, ich bin glücklich, o ja, so ganz, ganz glücklich! Wie undankbar, wie abscheulich ist es von mir, daß ich es nur einen Augenblick lang vergessen konnte!“

Durch Stunden hindurch nam nun das Kind ihre unablässige Aufmerksamkeit und äußerste Sorgfalt in Anspruch. Sie mußte es baden und füttern, es wärmen und im Arme wiegen, und ihm endlich vorplaudern und vorsingen, bis es wieder eingeschlafen war. Dann sank auch sie, aufs äußerste erschöpft, in einen Stuhl, und die Augen fielen ihr zu.

„D, er hat recht, daß er fortget, er hat recht,“ murmelte sie noch, „was sollte er zuhause, bei mir, ich kann nichts mehr denken — nichts mehr fassen — ich bin so müde — so müde.“ Sie hatte auch kein andres Gefühl mehr, als das einer vollständigen Erschöpfung. Sie hatte die vergangene Nacht fast nicht geschlafen, und sie befand sich seit sechs Uhr morgens in einer nicht einen Augenblick ruhenden, zwar nur auf Kleinlichkeiten gerichteten, aber darum nicht minder aufreibenden Tätigkeit.

Diese armen Frauen! Sie haben achtzehnstündige Arbeitszeit und keine Nachtruhe, und allen erscheint dies so natürlich!

(Fortsetzung folgt.)



Das Moorrennen im Oldenburgischen. (Seite 347.)

Ein Verfolgter.

(1. Fortsetzung.)

„Endlich,“ schrieb Rousseau nach seiner Ankunft in Dverdon an den Marschall von Luxemburg, „endlich habe ich meinen Fuß auf diesen Boden der Freiheit und Gerechtigkeit gesetzt, den ich niemals hätte verlassen sollen.“

— Der „gute Papa“ Roguin, sein „alter Beschützer und Woltäter“, der ihn schon anfangs der vierziger Jahre, als er noch unbekant und hilflos auf dem teuren pariser Pflaster umher-schlenderte, mit seinem Räte und seiner Börse unterstützt hatte, nam ihn auch jetzt mit der größten Herzlichkeit auf. Seine zahlreiche und ange-sehene Familie folgte dem Beispiel ihres wür-digen Hauptes.

Rousseau glaubte jedoch, die schöne Gastfreundschaft nur vorübergehend in Anspruch nehmen zu dürfen. Er suchte eine Stätte, wo er im eigenen Hauswesen ungestört wohnen könnte, und er hoffte, in seiner Vaterstadt das gewünschte Asyl zu finden.

Schon am 11. Juni 1762 war der „Emil“ in Paris auf Befehl des Parlaments verbrant worden. Kaum hatte der genfer Rat durch seinen Geschäftsträger du Sallon hier-von Nachricht erhalten, als er sofort zusam-men-trat. Der Gene-ralsprocurator Tronchin be-zeichnete in seiner Anklage-schrift — mit Worten seines Kollegen vom

pariser Parlament — den „Emil“ und den „Contrat social“ als „verwegene, ärgerliche, gottlose Schriften“, die „auf Vernichtung der christlichen Religion und aller Regierungen abzielen“. Der Rat beschloß, die also angeklagten Werke seien „öffentlich durch die Hand des Henkers zu verbrennen, und ihr Verfasser, falls er sich auf dem Gebiete der Republik betreten lasse, solle verhaftet

und dem Syndikus vorgeführt werden“. Schon am nächsten Tage — es war am 19. Juni — sah die am Rathause versammelte Menge, wie der Henker die glühenden Kolen anzachte und, nachdem das Urteil mit lauter Stimme verlesen worden, die beiden Schrif-ten zerriß und in das Feuer warf.

Aber von dem lauten Bei-fall, mit welchem man vor kurzem erst die voltaire-schen Schriften hatte in Rauch aufgehen sehen, war diesmal nichts zu hören. Eine tiefe, unheimliche Stille herrschte unter den Anwesenden. Der Ausdruck ihrer Mienen verriet die dumpfe Be-stürzung, welche das Volk ergrif-fen hatte die verhaltene Wut, welche in ihrem Innern kochte. Die Unzufrieden-heit über das Geschehene stei-gerte sich noch, als die verur-teilten Schriften endlich eintrafen und ihr Inhalt genauer bekant wurde. Es half nichts, daß der Rat, um der be-denklich wachsen-den Aufregung zu steuern, den einen oder den andern, der seine Misbilligung gar zu laut wer-den ließ, hinter Schloß und Rie-gel zum Schweigen brachte. Hatte er doch selber nicht den Mut, sein Urteil der Bürger-schaft ge-genüber zu ver-treten. Als die

Verwanten Rousseau's um eine Abschrift des ergangenen Ur-teils baten, wies der Rat gegen

alle Billigkeit und im Widerspruche mit dem Herkommen ihr Gesuch zurück. Auf die Beschwerde aber, welche in-folge dessen von den Bürgern eingereicht wurde, ließ er durch den ersten Syndikus erklären, daß das verlangte Dekret garnicht vorhanden sei!

Der Rat hatte auch allen Grund, einer Rechtfertigung aus dem Wege zu gehen und jede Erörterung seines Verfahrens zu



Befruchtung der Türkänbündel, oder Bergglie durch einen honigsaugenden Schmetterling. (Seite 347.)

er sich auf dem Gebiete der Republik betreten lasse, solle verhaftet

hindern. Man fülte doch, daß es ihm nicht grade darum zu tun gewesen, „durch dieses kühne Brandopfer die genfer Dogmatik wieder in einen guten Geruch zu bringen;“ denn nach der Anklageschrift untergrub Rousseau mit seinen Schriften nicht nur die Religion, sondern er griff auch „das andere Fundament der Regierung“ an, „weil er für das Volk das Recht in Anspruch nam, allen Behörden die ihnen anvertraute Macht wieder abzunehmen, wenn es der Ansicht ist, daß sie nicht mehr nach seinem Sinne regieren.“ Von der unzufriedenen Demokratie wurde Rousseau, „dieser unglücklichweise berühmte Mann“, wie sich der Rat ausdrückte, als geistiges Haupt verehrt; durfte er in Genf leben, so hatte die herrschende Aristokratie — wie sie glaubte — für ihre Stellung alles von ihm zu fürchten. Aus ähnlichen Gründen scheint der im nahen Ferney residierende Voltaire seine Hand in dem bösen Spiele gehabt zu haben; wenigstens sagte Oberst Pictet jedem, der es hören wollte: „Dieses Urteil ist ungerecht; die ganze Sache ist in Ferney geplant worden, und Herr von Voltaire hat seinen Haß gegen unsern Jean-Jacques befriedigen können.“ Endlich ließ sich der genfer Rat zum Teil durch Rücksichten auf den Herzog von Choiseul, den damals allmächtigen Minister in Frankreich, leiten, als er sich zum Büttel eines fremden Gerichtshofes hergab und mit unanständiger Eile an der Verfolgung eines Bürgers sich beteiligte, den er zu beschützen verpflichtet war. Es konnte für die Regierung einer Republik, für die stolze und hochmüthige Aristokratie nicht sehr angenehm sein, den Mitbürgern zu gestehen, sie habe ihren Geschäftsträger bei der französischen Regierung beauftragt, „Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von Choiseul zu bezeugen, wie unliebsam es der Rat gesehen habe, daß ein Mensch, der sich einen Bürger von Genf nennt und der im Zeitraume von vierzig Jahren nur durch einige Wochen dort seinen Wohnsitz gehabt habe, verwegene genug gewesen sei, so gefährliche Werke zu schreiben.“

Als Rousseau von den Vorgängen in seiner Vaterstadt Kunde erhielt, erschienen sie ihm anfangs kaum glaublich. Aber er mußte den Zweifel bald aufgeben, und die ihm angetane Schmach verletzte ihn tief und schmerzlich. Unter solchen Umständen konnte auch von einer Uebersiedlung nach Genf nicht mehr die Rede sein. Glücklicherweise füllte er sich in Yverdon recht behaglich. Herr de Moiry, Bailli der Stadt, ermunterte ihn durch die vielfachen Beweise seines Wohlwollens, sich auch fernerhin seinem amtlichen Schutze anzuvertrauen. Eine geeignete Wohnung fand sich bald, und die Freunde beeilten sich, sie mit allem auszustatten, was zu der kleinen Haushaltung erforderlich schien. Schon war der Tag des Einzuges festgesetzt, als plötzlich die Nachricht einlief, daß von Bern her ein Unwetter drohe. Der dortige Senat, hieß es, scheine nicht geneigt, dem Flüchtlinge einen längeren Aufenthalt auf dem von ihm beherrschten Gebiete zu gestatten. Rousseau war im höchsten Grade überrascht. Um den etwa drohenden Sturm abzuwenden, wante sich der Bailli an mehrere Mitglieder der Regierung, warf ihnen ihre blinde Intoleranz vor und erinnerte sie an die Schmach, welche sie treffen würde, wenn sie einem Manne von Verdienst verweigern wollten, was so vielen „Banditen“ unbedenklich zugestanden werde. Rousseau selbst schrieb an einen der Senatoren. Es gibt, heißt es in dem Briefe, in der ganzen Schweiz kein einziges Exemplar meines Werkes; niemand weiß, was es enthält, was es lobt oder tadelt*, und man denkt daran, mich zu verurtheilen! Es ist unmöglich, ich kann es nicht glauben, daß der Senat eines so verständigen Kantons leicht hin Beschlüsse sich aneignet, deren Gründe er nicht würdigen kann. Ich kann nicht glauben, daß er sich zum Mitschuldigen eines Libells (der pariser Anklageschrift) machen werde. Wenn indes alle Welt vom Schwindel ergriffen wird, so werde ich mich entfernen; es bedarf weder eines Dekrets, noch der Verhaftung. Ich will nicht, daß Ihr Rat sich meinemwegen zum Gespötte aller rechtschaffenen Leute macht. — Alles vergebens! Die „gnädigen Herren von Bern“ ließen „dem in ihr Land geflüchteten Autor“ des „mit höchst irrigen und gefährlichen Lehrräzen angefüllten Buches“

über die Erziehung „das Consilium abeundi erteilen“, und er sollte sich „in Zeit von par Tagen aus dero Städte und Landen wegbegeben, gestalten Er darinn nicht länger geduldet werden könne“. Ferner beschloffen die „gnädigen Herren“ auf Bericht des Schulrats, daß sowol der Verkauf als der Ankauf des „Emil“ „jedermann bei ohnaußbleibender straffe von Fünffzig Thalern gänzlichen Ein und alle mahl verboten seye“. Bei diesem Beschlusse blieb es, auch als dem Räte bemerkt wurde, daß derselbe über eine ältere „Ordnung“ hinausginge und die Buß „sich nicht wohl auf partikularen verstehen könne, die dieses Buch zu ihrem besondern Gebrauch ankaufen, sondern es solle sich allein auf die Buchführer verstehen, in maßen solches sonst die Freiheit der Litteratur allzu fast einschränken würde“.

Rousseau wartete die Befehle der gnädigen Herren nicht ab. Ein Verwandter der Familie Roguin besaß in dem nahegelegenen Motiers, einem Dorfe im Val de Travers der Grafschaft Neuchâtel, ein vollständig möblirtes Haus, welches dem Verfolgten zur Verfügung gestellt wurde, und dieser zögerte nicht, von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, obwol er guten Grund hatte, zu fürchten, daß auch der Herrscher von Neuchâtel, der König von Preußen, ihm zürne.

Nach seiner Ankunft in Motiers schrieb Rousseau an Milord Keith, den damaligen Gouverneur von Neuchâtel: „Ein armer Schriftsteller, aus Frankreich, aus seiner Vaterstadt, aus dem Kanton Bern verbannt, weil er gesagt hat, was er für gut und nützlich hielt, sucht in den Staaten des Königs eine Zuflucht. Milord, bewilligen Sie mir dieselbe nicht, wenn ich schuldig bin, denn ich bitte keineswegs um Gnade und glaube ihrer durchaus nicht zu bedürfen. Bin ich aber nur unterdrückt, so ist es Ihrer und Sr. Majestät würdig, mir das Feuer und Wasser nicht zu verweigern, welches man mir überall nehmen will. Ich habe geglaubt, Ihnen meine Ankunft melden und meinen, durch die Widerwärtigkeiten, welche mich betroffen, nur zu bekant gewordenen Namen nennen zu müssen. Verfugen Sie über mein Schicksal, ich unterwerfe mich Ihren Befehlen. Wenn aber auch Sie mir gebieten, in meinem gegenwärtigen Zustande abzureisen, so ist es mir unmöglich, zu gehorchen; ich wüßte dann nicht mehr, wohin ich fliehen sollte.“ — Milord war weit entfernt, ihn dieser Verlegenheit auszuweichen; er antwortete sofort, daß er ruhig bleiben könne, bis er die Befehle des Königs eingeholt habe. Zugleich lud er ihn freundlichst ein, ihn in seinem Schlosse Colombier zu besuchen. Rousseau beeilte sich, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Er durfte mit seiner Aufnahme zufrieden und über die nächste Zukunft ziemlich beruhigt sein; denn Milord versprach, sein Gesuch bei dem Könige zu befürworten.

König Friedrich möchte wol lächeln, als er in seinem schlesischen Feldlager die Zeilen las, mit welchen sich der Flüchtling bei ihm einfürte. „Ich habe“, so lautete diese seltsame Bittschrift, „von Ew. Majestät viel Schlimmes gesagt und werde dessen vielleicht noch mehr sagen. Dennoch komme ich, aus Frankreich, Genf und Bern verjagt, um in Ihren Staaten ein Asyl zu suchen. Vielleicht war es ein Fehler von mir, daß ich es mit Ihnen nicht zuerst versucht habe. Dieses Lob ist eines von denjenigen, dessen Sie würdig sind. Sire, ich habe von Ihnen keine Gnade verdient, und ich verlange auch keine. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, Ew. Majestät zu erklären, daß ich in Ihrer Gewalt bin und sein wollte. Sie können über mich verfügen, wie es Ihnen beliebt.“ Diese freimüthige und zugleich achtungsvolle Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König, der eben Dann gegenüberstand und Schweidnitz belagern wollte, schrieb sofort (aus Dietmannsdorf, 29. Juli 1762): „Kommen Sie, mein lieber Rousseau, ich biete Ihnen Haus, Fargeld, Freiheit.“ Und an Milord: „Gewären Sie dem Unglücklichen das gewünschte Asyl. Dieser Jean-Jacques ist ein wunderlicher Kauz, so ein Cyniker, dessen ganzes Vermögen in seinem Bettelsacke bestet. Man muß ihn aber so viel als möglich verhindern zu schriftstellern, denn er behandelt verhängliche Dinge, die in den neuchâtelers Köpfen lebhafteste Bewegungen hervorrufen und von Seiten Ihrer Geistlichen, die onehin zum Fanatismus geneigt und voll fanatischen Eifers sind, ein gar zu lautes Geschrei veranlassen könnten.“ Natürlich setzte Milord seinen Schützling von dem Wunsche Friedrichs in Kenntnis. Rousseau antwortete: „Was meine Absicht betrifft, nicht mehr zu schreiben, so hoffe ich nicht, daß dies eine Bedingung ist, an welche Seine Majestät das mir gewährte Asyl zu knüpfen gedenkt. Ich verpflichte mich nur, und zwar sehr gerne, in Schrift und Benemen, wie ich es stets getan, die Geseze, die Fürsten, die

*) Das war freilich nicht richtig, was aber Rousseau nicht wußte. In einem Briefe Osterwalds in Neuenburg an den Senator B. B. von Scharner in Bern vom 27. Juni 1762, welcher erst im vorigen Jahre durch den „Bund“ bekant geworden ist, heißt es: „... Ich hatte wol vermutet, daß H. Serini (?) nicht genug Exemplare des „Emil“ für alle Neugierigen Ihrer Stadt mitbringen werde; ich habe deshalb mehrere Exemplare nachkommen lassen, die Ihnen zur Verfügung stehen. Es ist ein ungewöhnliches (étrange) Buch; in der That kann sein Verfasser kein anderes verfassen. Man weiß nicht — nachdem man es gelesen hat —, ob daran mehr zu loben oder zu tadeln ist.“

redlichen Leute und alle Pflichten der Gastfreundschaft zu achten. Im allgemeinen halte ich nur wenig von den Königen und ich liebe die monarchische Regierung nicht. Ich habe es aber immer gemacht wie die Zigeuner, welche auf ihren Streifzügen stets das Haus ehren, in dem sie wohnen. So lange ich in Frankreich lebe, hat Ludwig XV. keinen besseren Untertanen gehabt, als mich, und gewiß werde ich einem Fürsten aus anderem Stoffe keine geringere Treue beweisen. Was aber meine Denkweise angeht, so gehört diese mir, dem freigebornem Republikaner. So lange ich sie in dem Staate, wo ich wone, nicht verbreite, bin ich dem Souverain keine Rechenschaft schuldig, denn er ist kein kompetenter Richter über das, was außerhalb seines Gebietes von jemanden geschieht, der nicht von Geburt sein Untertan ist. Das sind, Milord, meine Ansichten und meine Verhaltensmaßregeln. Ich habe sie nie verleugnet und werde das auch künftig nicht. Und, wie ich schon sagte, ich habe mir das Versprechen gegeben und verspreche es auch jetzt, nicht mehr zu schreiben. Doch noch einmal: ich habe es nur mir selber versprochen.“ Milord war so verständig, sich mit dieser Erklärung zu begnügen.

Es konnte nicht überraschen, daß man Rousseau auch in Neuchâtel unfeindlich empfing. Kaum war er angelangt, als der in der Hauptstadt erscheinende „Mercur“ durch die Veröffentlichung der pariser Anklageschrift das Zeichen zum Angriff gab. Als bald trat die Klasse, d. h. das Kollegium der dortigen Pfarrer zusammen, um die anstößigen Schriften der Behörde zu denunczieren. Der städtische Magister erließ sofort ein Verbot, und gab deutlich zu verstehen, daß er den Verfasser innerhalb seines Gebietes nicht dulden werde. Der Staatsrat, schien es, dachte nicht anders, doch wagte er nicht, den Befehlen Milords und dem ausdrücklichen Willen des Königs zu trotzen. Freilich hörte man deshalb fürs erste nicht auf, sich in den Journalen wie von den Kanzeln in mehr oder minder heftigen Ausfällen zu ergen, welche zwar Aufregung in der Bevölkerung hervorriefen, aber Rousseau doch nicht hinderten, sich in seiner neuen Wohnung einzurichten und in der Umgegend nach Belieben umzusehen.

Von gemüthlicher Ruhe konnte indes keine Rede sein. Die Gegner hörten nicht auf, den Gebanten in Broschüren und Zeitungsartikeln, in Zensuren und Erlässen mit Anklagen und Beschimpfungen zu verfolgen. Wol hatte er sich selbst und halbwegs auch andern gelobt, fortan zu schweigen; dazu konnte er sich jedoch so lange verstehen, als nicht seine Ehre, sein guter Ruf in Gefahr kam. Freilich bestand auch die große Mehrzahl der Gegenschriften aus unbedeutenden Nachworten namenloser Skribler, deren Bekämpfung die Mühe nicht lonte. Nur eine fand er des Inhalts, mehr noch ihres Verfassers wegen, einer Entgegnung würdig. Gleich nach Veröffentlichung des „Emil“ hatte de Beaumont, Erzbischof von Paris, sich veranlaßt gesehen, das Werk in einem besondern Hirtenbriefe in den schärfsten Ausdrücken zu verdammen und seinen Diözesanen das Lesen derselben entschieden zu untersagen. Ihm antwortete Rousseau in einem offenen Briefe vom 18. November 1762, einem Briefe, welchen unser J. C. Schloffer den kleinen Schriften Lessings gegen den Pastor Goeze als ebenbürtig zur Seite stellt. Auch erregte die Schrift überall das größte Aufsehen und fand selbst in solchen Kreisen Beifall, in welchen man ihrem Verfasser nicht gerade wol wollte. Der Betroffene und seine Freunde waren natürlich weniger erbaut; auch boten sie allen Einfluß auf, um die Verbreitung des unbequemen Briefes möglichst zu hindern, so daß Voltaire klagte: „Der Brief an de Beaumont hat überall Lärm und Unruhe erregt. Man nimt auf der Post alle Drucksachen weg; es ist unmöglich, etwas der Art zu verschicken.“

Am meisten lag Rousseau eine Wiederherstellung seiner Ehre und seines Rechts in der Vaterstadt am Herzen, und es kränkte ihn tief, daß auch die Freunde daseibst sich seiner nicht annamen. Er hoffte, der Brief an den Erzbischof von Paris auf dem er sich noch als „Bürger von Genf“ genannt hatte, werde sie an ihre Pflicht manen, sie zu kräftigem Vorgehen anregen und ermuntern. Aber er täuschte sich; in Genf blieb alles ruhig wie zuvor. Da glaubte er, es sei endlich an der Zeit, eine Gemeinschaft, die keinen innern Wert mehr hatte, auch äußerlich aufzugeben. Am 12. Mai 1763 erklärte er dem hochpreislischen Räte in einem Briefe an den Syndikus Favre, daß er für ewige Zeiten auf sein Bürger- und Bürgerrecht in Stadt und Republik Genf verzichte. Diese Erklärung widerhallte in ganz Europa; in Genf rief sie eine tiefe und nachhaltige Bewegung hervor.

Bierzig Bürger, an ihrer Spitze Deluc, der Vater des berühmten Physikers, richteten am 18. Juni 1763 eine ehrverbietige,

aber sehr entschiedene Eingabe an den Rat, in welcher sie den Widerruf der one Beachtung der gesetzlichen Formen und Vorschriften gegen Rousseau und dessen Werk erlassenen Verfügungen verlangten. Der Rat erteilte — auch auf ein zweites Gesuch — eine ablenkende Antwort. Es entstand darüber eine nicht geringe Aufregung in der kleinen Republik, so daß Rousseau sich veranlaßt sah, die Freunde dringend zu bitten, um des Friedens willen die Sache fallen zu lassen. Das geschah aber nicht, und da noch andere, sogar gewichtigere Beschwerden hinzu kamen, so entwickelte sich allmählig ein heftiger Parteikampf.

Da veröffentlichte plötzlich der Generalprokurator Tronchin, welcher den Bericht gegen Rousseau und dessen Schriften verfaßt hatte, „Briefe vom Lande“, in denen er nachzuweisen versuchte, daß die Gesetze des Staates selber den Rat gezwungen hätten, so gegen Rousseau zu verfahren, wie er getan. Auch alle andern Beschwerden der demokratischen Partei wurden als nichtig hingestellt, so daß diese sich geschlagen, ja vernichtet fühlte. Selbst Rousseau erkante an, daß die Arbeit „mit ungewöhnlichem Geschick durchgeführt und ein bleibendes Denkmal für das seltene Talent ihres Verfassers sei.“ Aber diese Anerkennung hinderte ihn nicht, dem Advokaten des genfer Rates mit den „Briefen vom Berge“ entgegen zu treten. „Hätte es sich“, sagt Rousseau in der Vorrede, „nur um mich gehandelt, so würde ich diese Briefe unterdrückt oder vielmehr gar nicht geschrieben haben. Aber mein Vaterland ist mir nicht so fremd geworden, daß ich es ruhig ansehen könnte, wie seine Bürger unterdrückt werden, zumal sie ihre Rechte in der Verteidigung meiner Sache aufs Spiel gesetzt haben. Wie geringfügig auch die tatsächlichen Verhältnisse, die hier in Frage kommen, sein mögen, die Fragen, um welche es sich handelt, sind groß und der Beachtung wert. Lassen wir Genf an seiner Stelle und Rousseau in seiner beengten Lage; aber Religion, Freiheit, Gerechtigkeit, das sind Dinge, die niemand unter seiner Würde finden darf.“

Die französische Regierung, die gnädigen Herren von Bern, die geistlichen und weltlichen Behörden in Genf beeilten sich, die „Briefe vom Berge“ zu verbieten. Auch viele der sogenannten Philosophen namen gegen Rousseau und für die Machthaber Partei; one zu unteruchen, auf welcher Seite das Recht oder Unrecht lag, verdamnten sie den Mann, der es gewagt, den Aristokraten entgegen zu treten und mit seiner persönlichen Angelegenheit die Sache des Volks zu verteidigen. Voltaire war sehr erfreut, als ihm ein Bekanter die Schrift brachte. „Sie leisten mir einen großen Dienst“, sagte er zu demselben. „Ich werde die Schrift verschlingen. Ich beschwöre Sie, Sorge zu tragen, daß ich mit Rousseau Frieden schließen kann.“ Jedenfalls hat er sie mit Vergnügen gelesen, bis dahin, wo sich Rousseau den Scherz erlaubt hatte, ihn zu den Aristokraten in Genf über Duldung sprechen zu lassen. „Als Voltaire diese Stelle las“, erzählte einer seiner Freunde, der grade anwesend war, „sprühte sein Blick Flammen, seine Augen funkelten vor Wut, er zitterte am ganzen Körper und rief mit donnernder Stimme: ‚Der Bösewicht! Das Ungeheuer! Ich muß ihn auf seinem Berge in den Armen seiner Gouvernante umbringen lassen.‘“

Und mit diesem Ausrufe war es Voltaire vollständiger Ernst; wenigstens gab er sich alle Mühe, Rousseau moralisch umzubringen. Denn auf die „Briefe vom Berge“ ließ er, wahrscheinlich in Verbindung mit einem Geistlichen, in Genf unter dem Titel „Ansichten der Bürger“ anonym eine Flugschrift erscheinen, die Rousseau in einer so böshafte und gemeinen Weise angriff, daß dieser mit Recht sagen durfte, „sie scheine ihm nicht mit Dinte, sondern mit dem Wasser des Phlegethon geschrieben zu sein“. Der Verräter, ein Wansinniger, ein Verrückter wurde er genannt, der desselben Arztes bedarf, welcher mit seinen standalösen Schriften so kurzen Prozeß gemacht hat — d. h. des Henkers, der sie den Flammen überliefert. Die standalösesten Dinge wurden von dem Verfasser des „Emil“ und des „Contrat social“ erzählt, und ein „Gump dieser Art“, hieß es dann, nimt sich heraus, ehrsamem Bürgern gute Lehren zu geben. Man würde ihm aber begreiflich machen, daß, wenn man sich einem schamlosen Romanschreiber gegenüber mit einer leichten Züchtigung begnüge, man über einen gemeinen Aufrührer die Kapitalstrafe zu verhängen pflege.“ — Zwar wagte es niemand, diese niederträchtige Schmähchrift in Schutz zu nemen, und die anständigen Gegner Rousseaus hüteten sich wol, diesen Bundesgenossen als einen der ihrigen anzuerkennen; aber es gab doch manche, die sich nicht schämten, sie zu benutzen, und der heimtückische Angriff hat dem Verfolgten manche heiße Träne ausgepreßt. (Schluß folgt.)

Von einem Steinchen, das die Wissenschaft vom Tempelbau des Aberglaubens abgetragen hat.

Von Rothberg-Lindener.

Das in jüngster Zeit sobiel Aufsehen und Für- und Widerreden erregende Spektakelgeisertum, dem man gern, dem Zeitgeschmack folgend, eine wissenschaftliche Grundlage durch Verlegung seiner Operationsbasis in die von einigen Mathematikern zur Rettung aus schwerer Verlegenheit erfundene sogenannte vierte Dimension bereiten möchte, hat gewiß manchen zu der Frage veranlaßt, wie solches Treiben sich mit dem vielgerühmten Aufgeklärtheit vertrage? Das Rätsel löst sich ganz leicht, wenn wir uns erst überzeugen haben, daß wirkliche, tief und fest eingedrungne Aufklärung noch immer nur der ausgezeichnete Erwerb einer ausserlesenen Gemeinde unter den Menschen ist, deren Mitglieder unter allen Ständen zu suchen, unter den an der gesellschaftlichen Oberfläche die bemerkbarste Rolle spielenden, glänzenden, gelehrten und vielerlei wissenden aber vielleicht nicht einmal prozentuell am zahlreichsten zu finden sind. Bei so manchen Leuten, die sich heftig dagegen verwaren, irgendwelchem Aberglauben zugetan zu sein, bemerkt man am Ende doch noch einen Rest davon in irgendeinem Geisteswinkelchen, das bei günstiger Gelegenheit, d. h. wenn betitelt, respectable Apoptel den Aberglauben in „moderner“ Form predigen und seine Bekenner einigermaßen herdenhaft auftreten, auch bei ihnen, gleich Fausts Pudel: „Sinter den Ofen gebant — Schwilt es wie ein Elephant,“ plötzlich wächst und sproßt und sich mehrt, wie Hefe in lauwarmem Zuderwasser. Zu solchen Resten alten Sauerteigs gehören die Zeichen und Vorbedeutungen. Das plötzliche, unerwartete, oder wie man sagt, „Bonselfstspringen“ von Möbeln und Gefäßen spielt keine geringe Rolle hierbei.

Wenn bei ruhigem Stehen die Platte eines Tisches springt, von einem Stul ein Teil sich abtrennt, so ist für den, der einen natürlichen Grund sucht, ein solcher leichter findbar, da die Ungleichmäßigkeit der Ausdehnung oder Zusammenschrumpfung durch Feuchtwerden oder Austrocknen für verschiedene Holzarten oder für verschiedene Faserrichtung einer und derselben Art (Langholz und Hirnholz), eine nicht gar unbekante Tatsache ist.

Für das plötzliche Springen von Gläsern, die unberührt an einem ruhigen Ort aufbewahrt stehen, tritt die Ursache dem bloßen Auge und der simplen Beobachtung überhaupt nicht zutage, und sollte das daher nicht doch etwas Unheimliches, Uebersinnliches zu bedeuten haben, wie mit ernstlichem Schauer bei solch' einem Vorfall jede abergläubische Alte den Zweifler fragen wird. Das ist allerdings der Fall: man kann mit ziemlicher Sicherheit daraus schließen, daß das zerprungene Glasgefäß entweder im ganzen zu rasch oder in einzelnen Teilen ungleichmäßig bei seiner Anfertigung abgekühlt worden ist, sodaß es eine in einzelnen Teilen oder nach verschiedenen Richtungen ungleiche Elastizität besaß.

Die Kenntnis des Wesens des Hartglases und der früher von Seebeck und Brewster gleichzeitig entdeckten Erscheinung der entoptischen Farben gibt eine vollständige Einsicht in die Veranlassung des öfter vorkommenden plötzlichen Springens von Gläsern, und läßt es zugleich möglich erscheinen, die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines so „vorbedeutenden“ Ereignisses vorher zu bestimmen.

Vor einigen Jahren erregte die Erfindung von de la Bastie, durch Eintauchen von bis zum Erweichen erwärmtem Glase in Del, Fett, Wachs, harzigen oder bituminösen Stoffen, also durch rasches Abkühlen desselben um etliche hundert Grade und nachheriges langames Erkaltenlassen, Hartglas herzustellen, viel Aufsehen und hochgespannte Erwartungen, die sich freilich nicht erfüllten und die man jetzt als überspannt gewesen ansieht — wie denn auf so vielen Gebieten das Ueberschätzen und Hegen überspannter Erwartungen ein Charakteristikum unserer Zeit ist! Man wollte für Hartglas eine nicht weniger als 50 bis 80fache Widerstandsfähigkeit im Vergleiche mit gewöhnlichem Glase ausrechnen. Ein derartiger Vergleich ist hier aber nicht gut angebracht. Zwar sind Glasstücke, die sich früher leicht mit dem Diamant schneiden ließen, nach Umwandlung in Hartglas nur mit erheblicher größerer Kraftanstrengung zu zihen, aber nicht zu zerschneiden, und es sind ferner solche gegen rasche Erhizung und Abkühlung ungemein geringer empfindlich, sie springen nicht so leicht; Hartglasstücke springen wie Eisenblech, sie vertragen unter Umständen das Auffallen von Gewichtsstücken auf sie aus viel größerer Höhe oder können selbst aus ziemlicher Höhe auf ebenen Boden fallen, ohne zu zerbrechen — aber unter andern

Umständen brechen Tafeln oder Gefäße von Hartglas viel leichter, wenn sie beim Herabfallen zufällig auf ein Sandkorn treffen, das sie ritzt. Es ist ferner nicht gelungen, andere als flache oder gleichmäßig starke Gegenstände diesem Härteverfahren zu unterwerfen, während es bei ungleichmäßig dicken Flaschen, bei Henkelgläsern und ähnlichen durchaus kein haltbares Fabrikat ergab. Wenn Hartglas zerbricht, so geschieht es immer mit großer Festigkeit, nicht in einzelne wenige Stücke, sondern es zerfällt, ja zerplatzt in eine Menge scharfkantiger, kleiner Fragmente. Es stimmt darin mit den schon lange gekanten bologneser Fläschchen und Glastränen überein. Die letzteren sind bekantlich birnförmig zugespitzte Glastropfen, die man, wenn glühend, durch Fallenlassen in Wasser hastig abgekühlt hat. Unverlezt kan man sie unbegrenzt lange aufbewahren; bricht man aber nur die äußerste Spitze ab, so verwandelt sich das Ganze mit Geräusch in Pulver. Die bologneser Fläschchen, in ähnlicher Weise hergestellt, kan man von außen one Schaden stark anschlagen, läßt man aber nur ein kleines Stückchen von kantigem Glas oder Stein hineinfallen, so zersprengt sie diese kleine Erschütterung mit Detonation.

Eine Scheibe Hartglas läßt sich im allgemeinen weder schneiden, noch boren, noch feilen, one nach Art der Glastränen in kleine Splitterchen zu zerstoßen. Wol aber kan man in eine runde Scheibe ein Loch boren, wenn es genau in der Mitte geschieht; derselbe Versuch an irgend einer andern Stelle zerplittert sie indes vollständig. Eine quadratische Scheibe läßt sich parallel den Seiten in vier quadratische Viertel zerschneiden, während jeder andere Schnitt zur Zersplitterung in kleine Fragmente fört.

Zum Verständnis dieser anscheinenden Launenhaftigkeit des Hartglases fört, wie schon erwähnt, die Erscheinung der entoptischen Farben, die schon lange vorher von Brewster und Seebeck entdeckt wurden. Als diese nämlich dickere Glasstücke, welche glühend gemacht und rasch abgekühlt waren, im polarisirten Licht*) mittels des Polarisationsinstruments betrachteten, bemerkten sie, daß z. B. ein Würfel im durchgehenden Licht ein weißes oder dunkles Kreuz und in den Ecken oft prächtige, farbige Zeichnungen, wie Pfauenaugen, zeigte. Bei anderer Gestalt des Glases erschienen andere Farben und Bilder. Mehrere schnell gekülte, über einander liegende Glasplatten bringen dieselbe Erscheinung hervor. Ähnliche sind im Polarisationsinstrument zu beobachten, wenn man ein etwas dickes Glasstück in eine starke messingene Rahme bringt, die vorher stark erhitzt ist, so daß das Glas von vier Seiten mehr erwärmt wird, als von den beiden andern. Endlich zeigt eben dieselben Erscheinungen ein Glaswürfel, der in einer Presse von zwei entgegengesetzten Seiten stark gepreßt und dessen Electricität deshalb ungleichmäßig wird.

Pockington hat nun mittels desselben Instruments kurze Cylinder, kleine Würfel und Parallelepipedon von Glas untersucht, welche nach de la Bastie's Angaben sorgfältig gehärtet waren. Die Licht- und Farbenphänomene, welche zum Vorschein kamen, lieferten den Nachweis, daß eine der hauptsächlichsten Ursachen, welche die Eigenschaften des Hartglases bedingen, eine kräftige Zusammenpressung der innern Teile des Glases durch die rasche Abkühlung der äußern Schichten ist, wobei sich herausstellte, daß diese Erscheinungen am meisten mit denen übereinkommen, die bei optischer Untersuchung des zusammengepreßten Glases zu bemerken sind. In einem Glasstab von $\frac{1}{2}$ Zoll Länge wurde eine sich einschließende Reihe von verschieden gefärbten Kurvenringen beobachtet, die von einem deutlich markirten, schwarzen Kreuz durchschnitten waren. Nach De Luynes und Ch. Feil siet man in einer quadratischen Hartglascheibe im polarisirten Licht ein schwarzes Kreuz, dessen Arme parallel mit den Seiten des Quadrats sind. Es geben eben diese Arme die Richtungen an, nach denen man das Hartglas, one Gefahr der Zertrümmerung, durchschneiden kann. Auch für anders geformte Stücke findet man mit Hilfe des polarisirten Lichts gewisse, genau einzuhaltende Richtungen, die ein Durchschneiden derartigen Glases gestatten.

*) Gradlinig polarisirtes Licht ist dasjenige, bei dem die Schwingungen der Aeterteilchen nicht, wie bei dem gewöhnlichen, nach allen möglichen Richtungen einer zum Lichtfall senkrechten Ebene erfolgen, sondern nur in einer Richtung dieser Ebene.

Die oben erwähnten, vorbedeutungsvoll zerpringenden Glasgefäße lassen sich mit den besprochenen Arten von Glas in eine Kategorie bringen. Von verschiedenen Seiten hatte man schon früher die Annahme gemacht, daß solche Gläser in Folge schneller Abkühlung, ähnlich den bologneser Flaschen und Gläsern, einen innern Spannungszustand beizahen, bei dem ein Riß durch ein Quarzkorn und eine später zukommende geringe Erschütterung oder Temperaturveränderung genüge, um das Zerpringen herbeizuführen. Diese Abkühlung kann außerdem, zumal bei ungleicher Dike, in verschiedenen Teilen des Gefäßes ungleichmäßig stattgefunden haben, und dazu noch das Rißes, wie bei Hartglas, an unrechter Stelle stattfinden. Hagenbach untersuchte nun, schließend daß, wenn diese Annahme richtig sei, solche Gläser im polarisierten Licht Farben zeigen müßten, mehrere der-

artige von selbst gesprungne, unfreiwillige Spiritistenhandlanger in ihrer gläsernen Körperlichkeit. Sie zeigten die Farben sehr deutlich und lebhaft. Von einer großen Anzahl ähnlicher neuer Glaswaren zeigten natürlich nur wenige Farbenspuren, wie ja auch das Bonselfspringen bei prozentuell sehr wenigen unter der ungeheuren Menge gebrauchter Gläser eintritt.

Es können also durch dieses optische Mittel diejenigen Medien im voraus erkannt werden, die wahrscheinlich durch Springen und Klängen einstmals in unsere verstockte Welt hineinzupredigen berufen sein werden. Wer kein Gruselbedürfnis hat, der wird freilich im eintretenden Fall wissen, daß nicht eine Vorbedeutung in Frage ist, sondern nur eine Nachwirkung in Folge unvollkommener technischer Verfahren oder von Nachlässigkeit bei der Glasbereitung.

Operntexte unter der Loupe.

Von Theodor Drobisch.

Unter allen Büchern in der Welt erlauben sich die Opernbücher, die Operntexte unstreitig die größte Freiheit. Sie sind der Garibaldi, ja die Flibustier der dramatischen Poesie, sie sind der Bosto oder Bellachini der teatralisch-musikalischen Täuschung, wo nicht selten jede Szene als ein Wunderstück produziert, in den die Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit hineingefenkt worden, um als blühender Konsens wieder zu erscheinen.

An ein Wettrennen mit Hindernissen ist hier leicht zu denken, denn dem Pegasus, wenn ihn ein Librettodichter reitet, darf keine Hecke zu hoch und kein Graben zu breit sein. Ja, es heißt von ihm:

„Der Reiter und sein schnelles Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.“

denn so ein Operntext-Kavallerist ist kein Alkenreiter oder Babelhusar, der an Worten klebt oder vielleicht gar die Pferde hinter den Wagen spannt.

Ist er in seinem Ritt durch die Koflasiastienallee der Oper einem Stoff auf der Spur, so wird sein Pegasus zu einem wiesernden Siegesrosse, das um das bedrängte Troja jagt, unter welchem ein bedrängter, nach einem Operntexte feufzender Komponist zu verstehen ist.

Und wenn der Ritt vollendet, wenn er das Ziel errungen, wenn er durch seinen Ritt wie die Tataren ein Stück rohes Hammelfleisch zu Arien, Duetten und Terzetten gar gemacht, dann ist es ihm gleich, wenn ästhetische Vinsenklauber und Silbenstecher vielleicht ihre Stimme erheben und ausrufen sollten:

„Schade, schade, Reiterpferd,
Der Reiter ist keinen Heller wert!“

Ein perfekter Operntextdichter muß es verstehen, sich wie eine Heze auf die Ofengabel zu setzen, um damit auf den musikalisch-teatralischen Bloßberg zu reiten, wo es dann gilt, entweder mit einem gefallenen Engel eine Galopade oder mit einem ausgetragenen Teufel Cancan zu tanzen.

Wenn der Dichter Adolf Müllner eine Definition der Oper in den Worten gibt: „was zu dünn ist zum Sprechen, das wird gesungen“, so kann den Dichter schon etwas der Haber stechen und er seinen Pegasus als Packpferd behandeln. Es wird ihm nachgesehen, wenn sich solcher bei seinem Ritt in das romantische Land als Harttraber erwiesen, indem bei einer Oper, wie viele sagen, ja die Musik alles macht.

So hat denn ein Librettodichter einen großen Spielraum, denn ist nicht an und für sich schon die Bühne eine Doppelwelt der Täuschung? Um wieviel mehr nun erst die Oper, welche sich als ein Feenreich darstellt, dessen Goldschaum der Zuschauer nicht abstreifen darf, one in ihr das Treiben eines Karrenhanfes zu erblicken.

Den besten Freund hat der Dichter am Publikum selbst, das einen ganzen Abend hindurch Täuschung für Wahrheit nimmt, selbst mitdichtet und auf jede Illusion einget, die ihm der Dichter vorschreibt.

In Momenten, wo es sich einem unbegrenzten Sinnengenuß hingibt, stellt es alle Reflexionen ein, läßt den Maßstab strenger Logik beiseite liegen.

Der Dichter verläßt sich auf den Komponisten, er denkt mit A. W. Schlegel:

„Es schlummern in den goldnen Saiten
Der unbekanten Kräfte viel.“

Auf diese Kräfte setzt er seinen Glauben, und das Publikum wird ihn entschuldigen, wenn in seinem Werke Dinge zutage kommen, die sich nicht rechtfertigen lassen, wenn man sie von einem nüchternen Standpunkte aus betrachten sollte.

„Ein Gescheiter sieht das nicht!“ sagt Kaspar im „Freischütz“, und so hat wol auch der Dichter desselben, Friedrich Kind, das kleine Böcklein nicht gesehen, das er bei den Worten geschossen, wo es heißt: „Heut' in der Andreasnacht, — wo der Zauber wird vollbracht.“

Jarelang vernahm man diesen Ausruf, der sich noch in älteren Textbüchern vorfindet und heute noch nicht selten bei kleineren Teatern gehört wird.

Andreasnacht; wann fällt sie? Stets und immer auf den dreißigsten November. Tanzt man da, wenn es abends sieben Uhr schlägt, im Freien noch unter der Linde herum, kann man da noch nach der Scheibe schießen?

Das Tanzen im Freien, wo der Sturmwind Musik macht, sollte den Dirnen wol vergehen, denn zu dieser Zeit tanzen schon immer die Schneeflocken.

Kurz darauf, vielleicht so gegen acht Uhr, singt Agathe in die Andreasnacht hinaus:

„Nur die Nachtigall und Grille
Scheint der Nachtlust sich zu freu'n.“

Von einer Nachtigall, die noch am letzten November im Freien singt, bitte ich mir einen Ableger aus. Die gute Philomele sollte dafür einen ganz besonders fetten Melzwurm empfangen.

Ebenso die Grille. Wenn dieser nicht vor Rheumatismus gebangt hat, dann weiß ich's nicht. — Kind muß hier eine ganz besondere Grille gehabt haben.

Um weitere Beispiele anzuführen, wollen wir uns jetzt ein wenig die „Stimme von Portici“ betrachten, jene von Scribe gedichtete Sensationsoper.

Erstens der Son des Vicekönigs von Neapel, welcher auf den Namen Alfons hört. Jedenfalls ein netter Junge, welcher mit Gewalt die Schwester von dem Fischer Masaniello poussiren will, die schön, aber stumm ist.

Das letztere ist dem Königssohn wahrscheinlich die Hauptsache, damit Fenella, so heißt die Stumme, nicht etwa schreien kann, wenn er ihr Gewalt antun will. Nebenbei ist dieser Alfons ein Schwächling, ein wahrer Waschlappe, welcher mit den Worten hinweg eilt: „Der Vicekönig wartet meiner am Altar!“

Was aber tut die Braut, welche im Begriff stiet, dem Alfons soeben die Hand für's eheliche Leben zu reichen?

Jedenfalls müßig und verdrießlich, sich von dem Bräutigam zur Unzeit aufgegeben zu sehen, läßt sie ihn und den Vicekönig, diesen Stoßfesten der Granden, am Altar noch länger warten. Sie denkt wahrscheinlich: abwarten! nur nicht gedrängt! ich habe erst noch eine große Arie zu singen.

Sie ist damit fertig; sie hat den gebührenden Applaus eingeholt und ihren pflichtschuldigen Kniz gemacht, während unterdessen Hofdamen und Gefolge, die rechte Hand auf die Herzgrube gelegt, sich totmüde auf einem Flecke gestanden.

Jetzt aber wird sie doch in die Kapelle eilen? Keineswegs. Hat der Vicekönig so lange gewartet, kann er noch länger warten. Nur keine Ueberstürzung, es gibt noch einen großen Tanz; zwar keinen Fackeltanz der Minister, wie in Berlin, wenn eine preussige Prinzessin heiratet, sondern ein Ballet mit Castagnettengeklapper, ausgeführt von den Tänzerinnen in den bekanten kurzen Schwanzeltröckchen.

Dies alles öffentlich, Freihandel dicht vor der Kirche, kaum sechs Schritte davon entfernt. Der Herr Schwiegervater guckt vielleicht mit der Priesterschaft selbst so verstolen ein wenig zu. Wo nicht, hebt er vielleicht, wie ein Kranich ein Bein um das andere in die Höhe und murmelt: Schwerenot, ist meine Tochter bei Sinnen? Weshalb tempert die denn so lange? Ich siehe hier wie auf Kolen.

Endlich will die Prinzessin fort, da aber kommt die Fenella, die Stumme, welche durch Zeichen und Pantomimen erklärt, daß sie auf Befehl des Prinzen gefangen worden sei und Neihans genommen habe.

Die Prinzessin sichert ihr Schutz und Freiheit zu. Alles auf der Gasse, im Angehicht des Volkes. — Der Offizier, dem Fenella anvertraut, gibt sie auf und säuselt ab.

Fenella — „laßt mich der neuen Freiheit genießen“ — will dasselbe tun, aber nein, hierbleiben, sie muß ja mit einem dumpfen Schrei das melodische Finale einleiten. Bei der Entdeckung, Alfons habe die Stumme verführt, würde jede andere Fürstin mit Entrüstung abgehen, aber nein, die Gelegenheit ist günstig, sie muß ihren Schmerz zur Schau tragen, daß sie so einem Tunichtgut die Hand reichen soll.

Alfons kommt. Der Zug in die Kirche — ein wahrer Bummelzug — kann nun wol fortgehen? Halt, noch nicht! Alfons muß erst seine Gewissensbisse auszingen, sonst könnte der Kessel plazen, der schon vor einer Stunde geheizt worden ist. — Es ist geschehen, vorwärts marsch! Die Trauung kann endlich beginnen.

Was wir hier sahen, geschah zu Neapel, von dem es heißt: „Sieh Neapel und stirb!“ Dies wollen wir jedoch nicht tun, sondern uns nach Spanien in die Gefängnisse begeben, wo der Gouverneur ungeredter Weise einen braven Mann als Staatsgefangenen zurückhält.

Wir meinen „Fidelio“, one im geringsten dem göttlichen Werte jenes erhabenen Tonwerkes zu nahe zu treten.

Leonorens aufopfernde Treue erschüttert uns, und wir mäkeln nicht daran, daß die Frau aus hoher Aristokratie, als Knecht verkleidet, sich bei dem Kerkerwärter eingefürt und daselbst Dienste genommen hat.

Monatelang get sie hier umher, one erkrankt zu werden, entweder im Weinwandmittel oder, wie es von vielen Sängern geschildert, in seinem kurzen Röschchen, hübschem Gürtel, einem modisch gefalteten Halskräuschen und Lackstiefeln; zuweilen noch ein hübsches Hütchen und auf den Fingern ein par Brillantringe, an deren Entfernung man nicht gedacht hat.

Leonore singt, redet lange Zeit mit ihrem Gatten und — er erkent sie nicht. Man fragt: warum entdekt sie sich ihm nicht gleich nach dem ersten Erscheinen? Ja, warum diese Verkleidung, da doch der allmächtige Minister im Lande ein Freund des Eingekerkerten ist.

Schon die Sopranstimme des Knechtes, die sich ja beinahe bis ins zweigefrichtene B versteigt, müßte dem Kerkermeister sagen: merkst du denn nicht, daß dein Knecht kein Mastulinum, sondern ein Femininum ist?

Hinweg mit solchen Fragen. Das Opernschicksal will vorher keine Erkennung, denn wo bliebe da die Pistolen-Effektstelle: „Ich bin sein Weib!“

Verfügen wir uns jetzt von Spanien nach Costniz am Bodensee. Hier spielt die gefeierte Oper: „Die Jüdin“, Text von Scribe, Musik von Halévy. Zeit: das Jar 1414. Jene Zeit, wo in Constanz während des Conciliums Pabst Johann der dreizehnte abgesetzt und Hieronimus und Huß von Prag verbrant wurden.

Von alledem ist nicht die Rede in dieser Oper, sondern von einer unbelanten, armen Jüdin, die durch Liebe unglücklich wird.

Auch hier felt es nicht an Widersinnigkeiten, indem Scribe im Jare 1414 einen Sieg über die Hussiten feiern läßt. Dieser Krieg brach erst einige Jare später los.

Auch weiß die Geschichte nichts von einem österreichischen Herzog Leopold, der auf diesem Conzil vorgekommen und ein Neffe des Kaisers gewesen sein soll.

Trotzdem und alledem hat dieser Prinz die Liebe Recha's gewonnen und sich unter dem Namen Samuel als israelitischer Maler in die Familie des Juden Eleazar eingeschmuggelt, sich bei ihm in die Lehre begeben, wo er Manuscripte mit Gemälden verziert, um dann verkauft zu werden.

Recha ist die Pflgetochter des Juden, welche eigentlich die Tochter eines Kardinals ist. „Mein Leopold“ will sie entführen, obgleich er mit der Prinzessin Endozia verlobt oder gar vermählt ist.

Wunderbar ist es, daß der langbärtige Jude Eleazar, trotz seiner Argusaugen, so gar nichts von dem Stand und der Religion seines Lehrlings entdekt. Selbst da nicht, wo derselbe bei einer religiösen Feierlichkeit den Wazzeftuchen zerknaupelt und, statt ihn zu essen, unter den Tisch verkrümelt.

Der königlich kaiserliche Maler läßt sich sogar herbei, seiner Geliebten auf öffentlichem Markte und bei hellstem Tage ein Ständchen mit Saitenspiel auf der Laute zu bringen. Ein Rendezvous auf demselben Plage bleibt nicht aus. Alles bei Tageslicht, wo es heißt: „O Sonnenschein, wie dringst du mir ins Herz hinein!“

Das schönste kommt aber noch. Die Prinzessin Endozia — nicht Pumpya — begibt sich zur Nachtzeit selbst in die Wohnung des Juden, begleitet von Fackeltänzern, um von Eleazar einen Schmutz zu erhandeln, der nur 30 000 Dukaten kostet. Jedenfalls nach dem Grundsatz: die Menge muß es bringen.

Der Handel ist abgeschlossen und Eleazar, der vom Volke Verlästerte, muß den Schmutz in die festlich-christliche Versammlung bringen, wo die Prinzessin keinen Anstand nimmt, solchen aus den Händen eines jüdischen Baria ihrem christlichen Bräutigam zu überreichen.

Nicht minder auffällig und ebenso wunderbar ist es, daß der Kardinal Morny in der Recha nicht sein eigenes Kind ahnt. Fünf volle Akte hindurch spielt der Jude darauf an, er tippt sozusagen mit dem Zaunspal darauf hin, one daß der Patriarch sagt: Ich verstehe, jetzt get mir ein Seifenieder auf!

Das aber muß ja so sein, damit der drastische Effekt mit dem geheizten Totenkessel zuletzt noch seine Wirkung tut. —

Vier Stunden Träumerei, im Theater verbracht, gibt man nicht so leichten Kaufes hin, „es raßt der See und will sein Opfer haben!“

Verstopfen wir unser Ohr den Totenängeln und gehen wir direkt von Constanz nach England, auf den Markt von Richmond, wo die Mädchen singen: „Ich kann nähen, ich kann stricken, — ich kann alte Kleider fliden.“

Es wäre gut, wenn sie auch auf das alte Opernkleid einen neuen Fleck setzen könnten, wobei nur die Frage ins Spiel käme, ob das alte Karrenjäckchen nicht darunter leiden würde.

Betrachten wir die unverwüßliche komische Oper: „Martha“, von Flotow. Eine stolze reiche Lady, Hofdame der Königin, verliebt sich in einen ländlichen Pächter, den sie auf einem bisher nicht gewöhnlichen Wege hat kennen lernen, indem sie sich in Gemeinschaft mit einer Freundin in einen ländlichen Anzug geworfen und auf dem „Dienstmädchenmarkt“ zu Richmond eingefunden.

Unbelant mit den Gesezen, haben beide hier an der Großknecht- und Großmagd-Börse von zwei Gutspächtern, Lyonel und Plumket, Handgeld angenommen.

Trotzdem der Kurzzettel an dieser Börse an jenem Tage lautete: Hausmädchen: stark angeboten — Kuchmägde: viel auf Lager, werden die Ladies gewält, welche nicht einmal, wie die andern Dorfschönen, ein Bündelchen mit Wäsche bei sich führen.

Die Gutspächter merken dies nicht; sie halten die Damen für Mägde, selbst dann noch, als sie später in kostbarer Jagd Kleidung, durchgängig lyoner Sammet, nebst Befolge vor ihnen erscheinen.

Lord Tristan, der Damen Hausfreund, will solche aus der ländlichen Gefangenschaft befreien. Es ist Mitternacht, die Türen verschlossen. Der Lord muß Lokalkentnis haben; er komt durch das Fenster in die Stube.

Jetzt werden doch alle drei schnell entfliehen? Vorwärts, es ist Gefahr im Verzug. Nein! Es muß ein Terzett gelungen werden, wozu Tristan nötig ist.

Erst wenn dies geschehen, beginnt der Rückzug durch das Fenster. Plumket muß dies bemerkt haben, er stürzt herein und ziet eine Glocke zum Herbeieilen seines Gefindes.

Die Knechte müssen den Braten schon gerochen haben, denn noch ehe geklingelt wird, siet man durch die Türspalten einige angezündete Laternen. An zwanzig Mann — das Gut muß eine königliche Domäne sein — stürzen nach dem ersten Glodenschall herein, durchaus nicht verschlafen, im Gegenteil, höchst aufgeweckte Kerle. — Es ist zu verwundern, daß bei der Eile nicht einige in Unterbeinkleidern kommen und erst auf der Scene in die Lederhosen faren. — Ein „denkender“ Schauspieler würde sich diesen anziehenden Moment gewiß nicht entgehen lassen.

Am Schluß der Oper wird der junge Pächter Lyonel zum Lord gemacht, vielleicht als Belohnung, daß er mit Schlempe gefüttert, oder auf seinem Pachtgute die Stallfütterung eingefürt hat.

Er „kriegt“ die Lady, welche er im dritten Akt beim Duettgesang noch förmlich von sich geschlendert. Auch ihre Freundin, die Nancy, get nicht leer aus, sie heiratet Plumket, den ländlichen, in Schlappstiefeln einher gehenden Wittwer.

Hiergegen ist nichts einzuwenden, das ist Geschmacksache. Das Publikum hat hiergegen nichts einzuwenden, es fordert sogar im stillen, daß nach so vielen Hindernissen zuletzt alles unter die Haube gebracht wird.

So ist denn bei einer Operndichtung alles auf den Effekt berechnet und niemand darf den Kopf schütteln, wenn das Unwahrscheinliche auftaucht und selbst in dem alten Sauerette etwas Unfinn mit eingeknetet wird, wie z. B. in Wagners „Lohengrin“, wo nach der Bemalung des Graalritters mit der Elsa von ersterem gefordert wird, daß die junge Ehefrau nie und nimmer nach seiner Herkunft forschen solle. — Das Standesamt in Brabant muß damals noch etwas sehr farläßig gewesen sein.

Veränderungen und Verstümmelungen muß sich ein Librettodichter gefallen lassen, wenn politische und religiöse Bedenken auftauchen. So fand in Wien und München, als man die „Hugenotten“ in Scene setzte, die Darstellung der Bartholomäusnacht großes Bedenken. Aus dem Religionsstreit der Katholiken und Hugenotten wurde in Wien ein politischer Streit gemacht. Man wälte den Kampf der Ghibelinen und Guelfen, was ganz gegen den Charakter der Musik ist, in welcher der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott“ auf einen religiösen Konflikt deutet.

Ein weiser Salomo in München versuchte einen andern „Biss, pass, puff!“ in die Dichtung zu bringen. „Er nam den Säbel in die Rechte“, vertrieb die Ghibelinen und Guelfen und setzte dafür Anglikaner und Puritaner ein, wozu die englische Geschichte in einem Religionskampf unter Karl I. Gelegenheit bot.

Die Handlung wurde von Paris nach London verlegt, was durchaus keine Kosten verursachte. Zeit: Regierung Karls I.

Margarete von Balois wurde hinaus ballottiert und ihre Stelle durch eine gewisse Henriette besetzt, welche eine Tochter Heinrich IV. und Gemalin Karl I. war.

Jedenfalls dachte der münchener Scribe: „Ob Zette oder Margarete — man muß sie hören alle Beide.“

Aus Katholiken wurden Anglikaner, aus Puritanern Hugenotten gemacht und als der dramatische Ballhorn an der Fiar jah, daß alles gut war, ließ er den fünften Akt mit dem Brande von London schließen wogegen wahrscheinlich die gothaer Feuerversicherungsgesellschaft nichts einzuwenden hatte.

So legte auch dem Robert der Teufel ein Ei ins Nest, indem man den Klosterhof in einen gewöhnlichen Kirchhof verwandelte und aus den Klosterfrauen weltliche Sünderinnen machte. Ein Ding, was in der Weltgeschichte vielleicht schon mehr als einmal vorgekommen. —

Nicht selten wird auch Namen und Stand hoher Personen verändert. So z. B. der Kardinal Brogni, anderwärts auch Morny genant.

Auf der dresdener Hofbühne agierte er merere Jahre als Kardinal, wie alte Theaterzettel beweisen. In neuerer Zeit aber hat er umgefattelt, er ist Prokurator geworden. Wenn dies so fortget, erscheint er vielleicht nächstens nur noch als Quästor oder als Kultusministeriums-Kassulator.

Welcher Unsinns dann oftmals in den Anmerkungen zur Notiz für die Darsteller. Im Klavierauszug zum „Troubadour“ liest man in der Schlussszene:

„Acuzena, mit einem Blick auf den Grafen, den andern Blick auf Manrico gerichtet.“

Das ist ja die reine Anweisung zum Schielen, was höchst ergötzlich ein Zeichner für die münchener Fliegenden Blätter illustriren könnte. Ich empfehle ihm dies Ding nebst dem Xylographen, denn — sie beide wohnen auf des Holzschmitts Höhen —; ich aber mache mich jetzt auf die Behen und rufe in betreff aller dieser Dinge mit Talbot:

„Unsinns, du siegst, und ich muß untergehen!“

Tristans Tod. (Schluß). Brangäne, die sich Vorwürfe macht, den ihr anvertrauten Zaubertrank nicht mit der größten Vorsicht aufbewahrt zu haben, füllt sich verpflichtet, die nicht mehr aufzuhaltende Leidenschaft der beiden Liebenden zu unterstützen, erzählt ihnen von dem Auftrage, der ihr von der Mutter Isolde geworden, verspricht Verschwiegenheit dem König Marke gegenüber und nimmt in der Brautnacht Isolde's Stelle ein. Da sie die einzige ist, welche um das Verhältnis der beiden Liebenden weiß, so will sie Isolde ermorden lassen, welches Vorhaben aber daran scheitert, daß sich die gedungenen Mörder ihrer erbarmen. Da Brangäne aber auch angesichts des Todes nicht ihr Geheimnis verrät, so werden in der Folge beide Frauen die treuesten Freundinnen. Seine Kunst im Saitenspiel zeigt Tristan bald darauf im Dienste seiner heimlichen Liebe, als der Ritter Gandin unbewaffnet aus Irland kommt, vor Marke die Zither spielt und denselben so entzückt, daß er ihm sein Weib Isolde dafür zum Lohne gibt. Tristan, der von der Jagd zurückkehrt und die Entfernung der Geliebten erfährt, eilt den beiden nach und gewinnt Gandin durch sein kunstvolles Harfenspiel und seinen schönen Gesang derart, daß er ihm Isolde überlassen muß. Höchst ergötzlich sind nun Gottfried von Straßburgs Schilderungen der Kniffe, welche von den beiden angewendet wurden, um den allzu gutmütigen Marke über ihr Verhältnis zu täuschen. Schließlich entdeckt er es doch, aber immer finden sie ein Mittel, die Grundlosigkeit des durch Warnungen verstärkten Verdachts zu erweisen. Und als sich Isolde einem Gottesurteil unterwerfen muß, verkleidet sich Tristan als Pilgrim, trägt die Geliebte vom Schiff ans Land und fällt mit ihr hin, sodaß sie dann beschwören konnte, es habe sie nie ein Mann berührt, als der König und dieser Pilgrim. Dient der Ausfall des Gottesurteils dem König zur Beruhigung, so hat er doch bald wieder Gelegenheit, zu beobachten, daß ihn die ersünderische Liebe der beiden getäuscht hat, und er verbant sie von dem Hofe. Sie ziehen in die Wildnis, leben dort längere Zeit glücklich in einer schönen, zur Wohnung geeigneten Höhle und erfahren eines Tages, daß Marke in dem Walde jage. Da sie erwarten, von ihm aufgefunden zu werden, so stellen sie sich schlafend, legen aber ein bloßes Schwert zwischen sich — ein sicheres Zeichen in jener Zeit, daß sie sich nicht berühren —, und dieser Umstand läßt den König wiederum an ihre Unschuld glauben, und er beruft sie an den Hof. Dort findet sie der Alte aber wiederum eines Tages beisammen und get fort, um seine Dienstmannen zu holen, währenddem Tristan, der seine Anwesenheit bemerkt, nach schmerzlichem Abschied, nachdem er noch einen Ring zum Andenken von seinem Weibe genommen, entflieht. Der König hat nichts weiter davon, als Vorwürfe, die ihm seine Mannen machen, als sie mit ihm an das leergewordene Nest kommen. Tristan hat nirgends Ruhe, ziet von Land zu Lande und kommt endlich nach Arundel zum Herzog Ivoelin, mit dessen Sone Kaedin er Freundschaft schließt. Nachdem er mit Hilfe seiner Getreuen aus Parmentien die Feinde des Herzogs besiegt, erwirbt er sich die Zuneigung des letzteren, dessen schöne Tochter Isolde, mit den weißen Händen, ihn an seine geliebte Isolde erinnerte. Da er wegen seiner Untreue gegen die letztere sich des öfteren laut die heftigsten Vorwürfe macht, so glaubt die neue Isolde, es handle sich um seine Liebe zu ihr und wird dadurch in ihrer Liebe zu ihm immermehr bestärkt. — Gottfrieds unvollendetes Gedicht schließt damit, daß Tristan, in sich selbst zerrissen, auf Flucht sinit, um der Jugendgeliebten die Treue zu bewahren, andererseits aber wieder durch die Schönheit und Hingebung der Jungfrau zurückgehalten wird, worüber er dann in Klagen gegen sich und seine alte Liebe ausbricht. Fortgesetzt wurde das Gedicht von Ulrich von Türheim und von Heinrich von Freiberg und in neuerer Zeit lieferte Simrod den selbsten Schluß. Das Ende der Geschichte der beiden Liebenden ist nach den genannten Darstellungen, die mehr oder minder von einander abweichen, daß Tristan endlich die neue Isolde heiratet, aber die Ehe nicht vollzieht, sich immer mit einem Gelübde entschuldigend. Der Bruder Isolde's, Kaedin, stellt ihn zur Rede und erfährt von Tristan sein früheres Verhältnis, worauf beide, um Kaedin von der Schönheit Isolde's der Blondin und der Gewalt, die diese deshalb auf Tristan ausüben mußte, zu überzeugen, nach Tintajole gehen. Kaedin entschuldigend das Tun Tristans seiner Schwester gegenüber, nachdem er diese Isolde gesehen. Tristan trifft mit derselben zusammen, zuletzt als Bettler und Narr verkleidet, wird erkannt und verfolgt und entflieht

endlich. In einem Kampfe, den Kaedin mit einem andern zu bestehen hat, unterstützt Tristan denselben und wird schwer verwundet, während der erstere den Tod findet. Zu Isolde Weißhand zurückgebracht, sendet er nach der blonden Isolde, die ihm Heilung bringen und auf dem zurückkehrenden Schiffe, zum Zeichen der Gewährung seines Wunsches ein weißes Segel, im gegenteiligen Falle jedoch ein schwarzes aufhissen soll. Sie kommt, aber auf die Frage Tristans nach dem Segel sagt Isolde Weißhand, es zeige sich ein schwarzes, worauf der Held unsrer Erzählung, vom Schmerz über den vermeintlichen Verlust der Geliebten überwältigt, stirbt. Die Ankunft der Jugendgeliebten mit König Marke hat der Künstler auf unserm Bilde dargestellt, wie sie ihre Nebenbulerin wegstoßt von dem entseelten Körper dessen, der nur ihr gehörte, und auch sie soll ihm nur angehören, denn sie stirbt gleichfalls vom Schmerz gebrochen auf der Leiche Tristans. Marke ließ beider Leichen nach Tintajole bringen und bestattete sie neben einander. Der Rosenkranz, den er auf Tristans und die Kebe, die er auf Isolde's Grab pflanzen läßt, verschlingen sich beide und wachsen zusammen, zum Zeugnis, daß beide sich noch im Tode angehören.

Das Moorbrennen im Oldenburgischen. (Bild Seite 340.)

Das Moorbrennen ist in den Niederungen des nordwestlichen Deutschlands, den Niederlanden und Frankreichs ein Mittel zur Kultivierung der Moor- und Torfstrecken, indem man dadurch die häufigen, den Kulturpflanzen schädlichen Humusablagerungen zerstört. So werden im Frühjahr gegen 100 000 Morgen Moorland in der bremer Gegend, Oldenburg, Hannover, Geldern und den niederländischen Provinzen Drenthe und Gröningen diesem unvollkommenen Verbrennungsprozeß ausgesetzt. Die als Heerrauch, Höherrauch u. s. w. bekannten Rauchmassen erheben sich gegen 1000 Fuß hoch und erstrecken sich oft über einen Flächenraum von 1000 Quadratmeilen. Das Abbrennen geschieht in der Weise, daß man dicke Erdstreifen vom Boden abschält und diese mit dem Rasen nach unten dachförmig neben einander legt, damit sie trocken. Ist der Rasen selbst nicht brennbar genug, so bringt man trocknes Holz oder Reisig in die Hölungen und unterhält dadurch das Feuer, das man, um ein Zuweitgreifen zu verhindern, mit Gräben umzieht. Ueberschreitet das auch hier wiederum so nützliche Element die ihm gezogenen Grenzen, so werden alle Manschaften aufgeboten, um den gefährlich werdenden Freund durch neue Gräben in seinem zerstörenden Umsichgreifen aufzuhalten. Die Aufmerksamkeit, welche man ihm entgegenbringt, wird unsre Illustration am besten veranschaulichen. Ist das Feuer abgebrant, so breitet man die heiße Asche über die Fläche aus und füllt in ihren mineralischen Substanzen dem Boden zugleich ein treffliches Düngemittel zu. Neuerdings hat man die verschiedensten Versuche angestellt, um den Moorboden dem Ackerbau dienlich zu machen, one zu dem Mittel des Abbrennens greifen zu müssen und hat man auch seit dem Emporblühen der Kaliindustrie viele Erfolge aufzuweisen. Die dem Boden zugeführten, das Brennen erzeugenden Kalisalze genügen jedoch nicht allein, sondern machten, um das Gedeihen von Kulturpflanzen zu ermöglichen, ein weiteres Düngen des Moorbodens notwendig. Eine andre Methode der Moorkultur besteht darin, daß man das Moor in Dämme abteilt, diese von Gräben einsieht, welche das abfließende Wasser einem Hauptgraben zuführen. Die Dämme selbst werden mit einer Sandschicht bedeckt und diese wird mit Kompost gebüngt. Die reich mit Nährstoff versehene Sandschicht erstickt das emporkommende Unkraut, schützt die Pflanzen vor dem Erfrieren und erhält aus dem Moorboden die genügende Feuchtigkeit für das Wachstum der Pflanzen, welche letztere durch diese Schutzdecke nicht einmal verhindert sind, die Natur des Moorbodens aufzusaugen.

Befruchtung der Türkenbund- oder Berglilie (Lilium Martagon) durch einen honigsaugenden Schmetterling. (Bild S. 341.)

Unter den zahlreichen Gefolgen der darwin'schen Lehre nimmt speziell die neuere Blumentheorie eine ganz hervorragende Stelle ein, und sie verdient in hohem Maße, Gemeingut aller Naturfreunde zu werden, weil sich die Tatsachen, auf welchen diese neue Blumenlehre ruht, uns überall aufdrängen, wo unser Fuß luftwandelnd blumenbestreute Wege und blühende Auen betritt. Während die exakte Forschung bislang keine vernünftige Erklärung auf die Fragen: Warum prangen die Blumen in Farbenpracht und Wohlgeruch, warum sondern sie Honig ab? zu geben vermochte und darum allerlei hirnlose Erklärungen dieses Gebiet der Weltanschauung verdumtelten: hat uns Darwin den Weg gezeigt, wie wir zum richtigen Verständnis der Blumenwelt gelangen. Im Verlauf von wenigen Jahren wurde denn auch das Rätsel der letztern wie durch einen Zauber gelöst, und wir stehen heute vor einer ganz neuen Disziplin, die einen der schönsten und reichstgezierten Bausteine der neuen Weltanschauung bildet, weil sie das Wesen der „Blumenliebe“ erklart und in seinen tausendfach poetischen Einzelheiten bloßgelegt hat. An unzähligen Beispielen aus der lebendigen Natur ist nachgewiesen worden, daß die Blumen deshalb in Farben prangen, weil sie dadurch die Insekten anlocken, daß der Blütenduft nichts weiter ist, als ein weiteres Lockmittel der Blumen, welches die Kerbtiere auf ihre Anwesenheit aufmerksam machen soll, und endlich, daß die Honigabgabe der Blumen nicht eine nutzlose Verschwendung, nicht eine uneigennütige Leistung der Pflanzenwelt gegenüber den honigsaugenden Tieren ist, sondern dazu

dient, die Insekten immer und immer wieder zu neuen Besuchen bei den Blumen einzuladen. In der Tat hat sich ergeben, daß die honigsaugenden Insekten die größten Vektoren der Blumenwelt sind; denn indem sie von Blume zu Blume eilen, tragen sie von Blüte zu Blüte den befruchtenden Stoff, die Blütenstaubkörner (Pollenkörner). Es hat sich herausgestellt, daß auch die meisten Zwitterblumen nicht im Stande sind, durch ihren eigenen Blütenstaub die kräftigsten Nachkommen zu erzeugen, sondern daß auch die Zwitterblumen fremder Pollenkörner bedürfen, um die kräftigsten Samen bilden zu können. Es ist somit klar, daß die Uebertragung des Blütenstaubes aus einer Blume hinüber zu einer andern Blume für das Gedeihen und Fortexistieren der verschiedenen Blütenpflanzen zur Grundbedingung wird. Da nun aber die Blütenstaubkörner nicht selbstbewegliche Körper sind, sondern nur durch den Wind oder die Schwerkraft oder auch durch Insekten, Schnecken, Vögel etc. von ihrer Geburtsstätte weggetragen werden können, so leuchtet ein, daß die Samenbildung bei denjenigen Blumen am gesichertsten erscheint, wo sich die zuverlässigsten Liebesboten zur Uebertragung des Blütenstaubes einfinden. Diese zuverlässigsten „Postillons d'amour“ sind in der Tat die Insekten: Bienen, Hummeln, Schmetterlinge, Fliegen u. s. w. Im Verlaufe der Entwicklung unseres Pflanzenreiches haben sich denn auch die Blumen so sehr den Insekten angepaßt, daß zallose Pflanzen ganz ausschließlich nur von diesen oder jenen Kerbtieren befruchtet werden können. Die Zahl und Anordnung, die Form und Größe der einzelnen Teile, welche die Blüte zusammensetzen, Farbe und Duft, Pollenkörner und Honigsaft — alles dient dem einen großen Zwecke der Fortpflanzung durch kräftige Samenbildung, welche letztere eben nur durch die Fremdbestäubung mittels der Insekten zustande kommt. Die Lehre von der Fortpflanzung der Gewächse siet sich also plötzlich der Notwendigkeit gegenüber, auch die Insekten und ihre Gewohnheiten in den Kreis der Darstellung zu ziehen. Wir verstehen nämlich den Bau einer Blume erst dann, wenn wir wissen, wer ihren Honig zu suchen gewont ist und wie sich der Honigsäcker bei seinem süßen Geschäft benimmt. Ein Beispiel wird dies klar machen: Wir haben in unserer Abbildung den Inhalt einer der großen Wandtafeln meines „Atlas der Botanik für Hoch- und Mittelschulen“ vor uns und sehen in Fig. 1 die schlanke Türkenbundlilie (*Lilium Martagon*) in verschiedenen Stadien des Blütenöffnens dargestellt. Fig. 2 zeigt die einzelne geöffnete Blüte mit dem schwebenden, honigsaugenden Schmetterling (*Macroglossa stellatarum*), der seinen langen Rüssel in den honigenthaltenden Kanal am unteren Teil eines Blumenblattes schiebt und saugend — Nektar trinkend — eine Woltat empfängt, während er selbst der honigspendenden Blume die Woltat der Fremdbestäubung erweist, denn dieser Schmetterling kam eben von einer andern Lilienblüte, wo er während des Saugens sein hariges Kleid mit dem gelben Blütenstaub beschmutzt hatte; hier an dieser zweiten Blume streift er nun mit demselben Körperteil die empfängnisfähige Narbe und bestäubt sie mit dem Pollen der vorher besuchten Blume, gleichzeitig Blütenstaub aus dieser zweiten Blume für eine dritte Blüte mitnehmend (aa Staubbeutel am Ende der Staubfäden ff; p die Narbe am oberen Ende des Griffels). Fig. 3 stellt ein einzelnes Staubblatt dar; Fig. 4 ein Teil des Staubbeutels quer durchschnitten und vergrößert; Fig. 5 stark vergrößerte Blütenstaubkörner, die mit kleinen Deltröpfchen ol bedeckt sind und daher lange feucht bleiben. Die Türkenbundlilie ist speziell der Fremdbestäubung durch große, langrüsselige Insekten angepaßt. — Die detaillierte Begründung erfordert weit mehr Raum, als wir in unserer Zeitschrift zur Verfügung haben. Wir verweisen daher auf das neueste Werk des Verfassers: „Illustrirtes Pflanzenleben“ (Zürich, bei Cas. Schmidt), wo nebst der Vergleiche eine Menge anderer Blütenpflanzen zur einschlägigen Besprechung gelangen und die ganze neueste Blumentheorie reich illustriert zur Darstellung kommt. Prof. Dr. A. D. P.

Aus allen Winkeln der Zeitschrift.

Eine Stadt auf Diamanten gebaut ist Kimberley, der Sitz der Regierung von West-Beiqualand und der Zentralpunkt der südafrikanischen Diamantengraber. Jetzt wohnen dort, wo vor 11 Jahren keine Hütte stand, 16 000 Menschen mit einem Handel von 40 Mill. Mark pro Jar. Diese Stadt, die eine der blühendsten Gemeinden des afrikanischen Festlandes zeigt, entstand, seitdem man in ihrer Nachbarschaft die Diamantengrube entdeckte und nach diesen werthvollen Steinen zu graben begann. Neuerdings hat man nun gefunden, daß der Boden, auf dem die Stadt siet, ebenfalls reich an Diamanten ist, und so wird Kimberley wol oder übel der Ursache, welcher sie ihre Entstehung verdankt, auch wieder zum Opfer fallen.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Ein Verfolgter, von Eduard Sad (Fortsetzung). — Von einem Steinchen, das die Wissenschaft vom Tempelbau des Aberglaubens abgetragen hat, von Rothberg-Bindener. — Operntexte unter der Loupe, von Theodor Drobisch. — Tristans Tod (Schluß). — Das Moorbrennen im Oldenburgischen (mit Illustration). — Befruchtung der Türkenbund- oder Berglilie durch einen honigsaugenden Schmetterling (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitschrift: Eine Stadt auf Diamanten gebaut. Eine Tropfsteinhöhle. Eine internationale Ausstellung der graphischen Künste und des Buchgewerbes. Ein Mittel gegen Zahnschmerz. Bei Typhuskranken. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Gohlis-Leipzig (Möckern'sche Straße 30d). — Expedition: Färberstr. 12. II. in Leipzig. Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Leipzig.

Eine Tropfsteinhöhle ist auf dem Wege vom Stifte Kreuzmünster nach Kirchberg beim Arbeiten in einem Steinbruche entdeckt worden. Sie soll ungefähr mit allen ihren Abzweigungen den Flächenraum eines größeren Saales einnehmen, aber so niedrig sein, daß man nur in wenigen Teilen aufrecht zu stehen vermag. Sie enthält zahlreiche Tropfsteingebilde von bedeutender Stärke und interessantester Form, an den Wänden Druzen von Kalkpatrytallen, auf dem Boden Knochen von Höhlenbären und am Eingange eine Feuerstelle mit Kolen, zerbrochenen Tongefäßen und ein menschlicher Unterkiefer mit wolverhaltenen Zähnen. Damit ist von neuem eine der Wohnstätten unsrer urweltlichen Vorfahren aus der Zeit, in welcher sie sich in ihrer geistigen Entwicklung eben erst von der übrigen Tierwelt losgerungen hatten, aufgedeckt worden. xz.

Eine internationale Ausstellung der graphischen Künste und des Buchgewerbes soll stattfinden im J. 1882 in Leipzig, der Hauptstadt im Welthandel mit Büchern und Musikalien und zugleich derjenigen Stadt, welche im Buchdruck, Notendruck und Buchbinderei in Deutschland die erste Stelle einnimmt. Die Ausstellung wird auch alle für die Buchdruckerpresse schaffenden Künste und Kunstgewerbe umfassen, als da sind Xylographie, Stereotypie, Hochätzung, Galvanoplastik, Litographie, Kupferstechkunst, Farbendruck, die photographischen Druckmethoden und andere vielfältigende Künste. Auch die Nebengewerbe der Buchdrucker, die Fabrication von Maschinen, Werkzeugen, Papier und Farbe sollen vertreten sein. Alle die verschiedenen Druck- und Buchbindeverfahren, die uns fremden, z. B. die der asiatischen Kulturvölker, eingeschlossen, sollen den Besuchern vor Augen geführt und in einer historischen Abteilung die Fortschritte aller dieser Gewerbe von 1450 bis zur allerneuesten Zeit dargestellt werden. xz.

Ein Mittel gegen Zahnschmerz geben die „Wiener medizinischen Blätter“ an, welches in allen Fällen helfen soll, in denen die Zahnschmerzen Ursache des Schmerzes ist. Man neme 3 bis 4 Körnchen — d. s. ungefähr 5 Centigramm — Chloralhydrat, wickle diese, um sie zusammenzuhalten, in ein Wattefröpfchen, lege es in die Höhlung des schmerzenden Zahnes oder halte es, wenn dieser im Oberkiefer siet, mit der Fingerspitze drin fest, bis das Chloralhydrat aufgelöst ist. Den sich ansammelnden Speichel speie man aus. Auch der heftigste Zahnschmerz soll diesem Verfahren nach wenigen Minuten weichen. xz.

Bei Typhuskranken sollen sich laue Bäder von 31 Grad Celsius vorzüglich eignen zu der so notwendigen Erniedrigung der Körpertemperatur. In hängtmatenartig ausgebreiteten Laken werden die Kranken eine längere Reihe von Tagen hindurch in die Badewanne gelegt und nur herausgenommen, wenn ihre Körpertemperatur unter 37,5 Grad fällt, aber sofort von neuem hineingelegt, wenn sie wieder über 38,5 Grad steigt. xz.

Redaktionskorrespondenz.

H. Abonnent. Sie fragen, ob Herr Edmund Bühlig, „Verfasser des Originalmeisterwerks (1) der „Darstellung und Director der Poliklinik für Hals- und Kopfkrankheiten“, ein erprobter Arzt sei oder nicht? — Nun, Herr Edmund Bühlig ist, soviel wir wissen, keines Reichens Freiseur oder Rakeur und ein Mensch, dem es gelungen ist, sich an den Haren seiner Mitmenschen aus der Niederung des Handwerkerlebens in die wenigstens scheinbar „höheren Regionen“ des — auch scheinbar — wissenschaftlich gebildeten Spezialarztes, Poliklinikdirectors und Originalmeisterwert-Verfäherd hinaufzusetzen. Daß bei dieser Operation die Patienten des Herrn Bühliges Hars lassen mußten, ist unabweisbar, vielleicht hat sich auch mancher nachträglich ein graues Haar wachsen lassen aus Aerger darüber, daß er auf die Darstellungen des Herrn Bühliges hineingefallen ist; daß aber je einer gewunde Hars mit Hilfe des Herrn Directors bekommen hat, die er nicht ohne diese für jenen all-zeit wertvolle Hülle auch bekommen hätte, darüber ist nie etwas Glaubhaftes verlautet. Wir würden Ihnen gern die Adresse eines wirklich wissenschaftlichen Harspezialisten Ihrer Gegend mitteilen, wenn Sie nicht verzeihen hätten, Ihrem Briefe hinzuuzufügen, wo diese Gegend eigentlich ist.

Schweidnik. Privatier S. Ihre Vorträge sind durchaus löblich. Da Sie erst vor wenigen Jahren aus der Unterprima des Gymnasiums abgegangen sind und noch nicht viel „verwischt“ haben, so wird es Ihnen nicht allzu schwer fallen, den Vorträgen, die zur Erweiterung und Vertiefung Ihrer Bildung beizutragen geeignet sind, nachzugehen zu folgen. Da Sie nach Heidelberg zu gehen gedenken, so können Sie im eben begonnenen Sommersemester wälen zwischen folgenden Vorträgen: Bluntzschli „Über Völkerverrecht mit Erläuterung und Kritik auswendigter völkerverrechtlicher Fälle der Gegenwart“, Cohn über „die Börse und die Börsengeschäfte“, Vartsch, „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert“, Erdmannsdorffer, „Geschichte des 19. Jahrhunderts von den Wiener Verträgen an“, Laur, „Theorie des deutschen Stils“, Gäddeke, „Geschichte der französischen Revolution und des napoleonischen Kaiserreichs“, oder derselben, „Entstehung und Entwicklung der englischen Verfassung“, Rossmann, „Gemeinverständliche Darstellung der darwinischen Theorie“, Caspari, „Biologie“, oder dessen „Über die Probleme der Erkenntnistheorie“, oder derselben, „Geschichte und Kritik des Materialismus mit Rücksicht auf die Naturwissenschaften“, dann Scherrer, „Deutsche Verfassungsgeschichte“, oder derselben „Geisteswissenschaft“. Wälen Sie sich mit dem Wälen nicht zu sehr. Sie sind ja einer von den Glücklichsten, denen weder Zeit noch Geld fehlt, drum probiren Sie's nur mit diesem und jenem der gelehrten Herren im herrlichen Heidelberg selbst draußlos!